Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 5 | Gotha, 4. März 1926 | 40. Jahrgang

Inhalt: Rast vor Golgatha [Sp. 209] — Wilhelm Heitmüller [Sp. 209] — Vom amerikanischen Aktivismus. Ein Brief an den Herausgeber [Sp. 213] — Amerikanische Reiseeindrücke. 5. Liturgisches [Sp. 217] — Eine werdende Welt. 1. Das neue Palästina [Sp. 221] — Zu Sven Hedins Anklage gegen die Christenheit. 2 [Sp. 225] — Zur Neugestaltung des Unehelichenrechtes [Sp. 227] — Walter Flex [Sp. 232] — Ein philosophischer Sammelbericht (Kowalewski, Joël, Kaftan, Cohn, Ettlinger, Schulz, Berger, Bauch, Grave, Müller-Freienfels) [Sp. 239] — Böhme-Literatur (Hankamer, Jecht, Peuckert, Buddecke, Lohmeyer, Arnold, Bornkamm, Schreyer u. A.) [Sp. 244] — Bücher und Schriften: Theologische Ethik (Wünsch); Ueber den Dingen (Merton); Mein Freund der Regenpfeifer (Berg) — Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage: Der Tiefstand der Krise; Regungen der Wirtschaftsvernunft [Sp. 249] — Wöchentliche Chronik [Sp. 251] — Kleine Mitteilungen [Sp. 252] — Anzeigen

Rast vor Golgatha

Nach dem Titelblatt von Dürers Kleiner Passion

Leidvoller Mann, du sitzest so verlassen
Auf kaltem Stein, betrübt bis in den Tod.
Wie herb der Kelch, den dir der Vater bot;
Kein Arm dir nah, dich tröstend zu umfassen.

Der Kranz von Dornen drückt auf deine Schläfe;
Du trägst ihn schweigend, zürnest nicht der Hand,
Die ihn zum Hohn dem armen König wand —
O daß dein Blick ins Herz den Spötter träfe!

Er trifft ihn nicht. Erstarrt, verwirrt, umnachtet
Ist jeder Sinn; kein Jünger noch begreift.
Wie fremd, wie fern! — Kein Hauch der Liebe streift
Dich Mann der Schmerzen, unwert und verachtet.

Nur tiefer noch in tiefste Leidensgründe,
Wohin der Kühnste nur im Traum sich wagt:
Von Gott geschlagen und von Gott geplagt,
Zum Fluch für uns gemacht, für uns zur Sünde! —

Das Letzte gilts. Streck aus die müden Hände,
Faß an das Kreuz, lad auf die schwere Last.
Kein Zaudern mehr, zu lang schon währt die Rast;
Hinauf nach Golgatha — stirb und vollende!

Johannes Heinzelmann

Wilhelm Heitmüller

Am 29. Januar ist Wilhelm Heitmüller den Folgen einer Grippe erlegen. Den Schmerz der Seinen teilen seine Freunde, seine Mitarbeiter und Schüler.

Wilhelm Heitmüller ist 1869 in Döteberg, einem Dorfe bei Hannover, als Sohn eines eingesessenen Bauerngeschlechtes geboren. Nach vollendetem Studium und der Zeit auf dem Prediger-Seminar zu Loccum habilitierte er sich 1902 in Göttingen für das Fach des Neuen Testaments. Es ist schon charakteristisch für ihn, daß er die akademische Laufbahn nicht deshalb gewählt hat, weil er sie als die für ihn allein mögliche oder gebotene ansah. In das Pfarramt zu gehen, hinderte ihn nicht sein Drang zur akademischen Tätigkeit, sondern das Mißtrauen der damaligen Hannoverschen Kirchenleitung gegen seine theologische Richtung. Er glaubte, im akademischen Beruf seine Kraft fruchtbarer für seine Kirche verwerten zu können; denn als Dienst für die Kirche hat er diesen Beruf immer angesehen. Auch die akademischen Theologen seiner Richtung waren freilich von starkem kirchlichem Mißtrauen belastet, und so wurde er erst 1908 in ein Ordinariat berufen. Als Nachfolger von Johannes Weiß kam er nach Marburg, wo er neben Jülicher — mit diesem bald durch Freundschaft verbunden — zwölf Jahre wirkte und einen stets wachsenden Schülerkreis um sich sammelte. Er hielt es für seine Pflicht, 1920 dem wenig verlockenden Ruf nach Bonn zu folgen, und hat dort unter sehr viel schwierigeren Bedingungen bis 1924 seine Arbeit getrieben. Dann erhielt er den Ruf nach Tübingen als Nachfolger Adolf Schlatters. Er hat ihn nicht leichten Herzens angenommen; denn seiner Art nach nahm er die Umstände, unter denen der Ruf erfolgte, und das Widerstreben weiter Kreise in Württemberg gegen seine Berufung sehr schwer. Er verstand es jedoch, in kurzer Zeit in Tübingen das Vertrauen von Kollegen und Schülern zu gewinnen; und wie dies Vertrauen wuchs, so wuchs seine Freude, in einem weiten und reichen Arbeitsfeld zu stehen, dem ihn nun der Tod so schnell entrissen hat.

Seine wissenschaftliche Stellung ist dadurch charakterisiert, daß er zu den Führern der religionsgeschichtlichen Schule gehört. Zu ihren bahnbrechenden Werken zählt seine 1903 erschienene Untersuchung „Im Namen Jesu", die die Bedeutung alten Namenglaubens für die Religion des Urchristentums nachwies. Wie sich hier schon das Interesse auf die bisher in der neutestamentlichen Forschung vernachlässigten Fragen des Kultus richtete, so ausdrücklich in den beiden kleineren Schriften über Taufe und Abendmahl bei Paulus (1903) und im Urchristentum (1911). Er stand in seinen ersten Göttinger Jahren im lebendigen Austausch mit seinen Freunden Bousset, Troeltsch und Wernle und gehörte damit einem Kreise an, der von dem Bewußtsein getragen war, Neues für Theologie und neutestamentliche Wissenschaft sagen zu können. Seine eigene Beteiligung an der Religionsgeschichte ist freilich wohl nicht aus dieser Arbeitsgemeinschaft erklärt und auch nicht aus der in dieser wirkenden wissenschaftlichen Problemlage mit ihren immanenten Notwendigkeiten. Vielmehr kommt bei ihm in der Liebe für die Religionsgeschichte wohl ein besonderer Zug seines Wesens zur Geltung, der aus seiner bäuerlichen Herkunft stammt. Wie er bei einem Wege durch ein reifes Kornfeld gelegentlich mit einem gewissen Heimweh sagen konnte, daß das bodenständige Leben des Landmanns auf der eigenen Scholle doch eigentlich das rechte menschliche Leben sei, so hat ihm gerade seine Liebe für das Leben und Treiben, für das Denken und Empfinden des Volkes die Augen für gewisse Erscheinungen der Religionsgeschichte geöffnet und sein Interesse auf bestimmte Fragen der Forschung gelenkt. Es lag ihm aber beim Aufspüren der Motive alten Volksglaubens in höheren Religionen und im Urchristentum nicht an antiquarischen, wenn auch noch so interessanten Kuriositäten, sondern er verstand sie als Symptome der tief liegenden Kräfte religiösen Lebens oder religiöser Sehnsucht. Und er sah es als die eigentliche Aufgabe seiner wissenschaftlichen Arbeit an, an das religiöse Leben der neutestamentlichen

Schriften heranzuführen. Zeugnis dafür ist seine Erklärung des Johannesevangeliums im Göttinger Bibelwerk, die gerade, indem sie das Evangelium in den Zusammenhang hellenistischer Frömmigkeit stellt, sein inneres Leben wirksam werden lassen möchte. Zeugnis dafür ist auch sein 1913 erschienener „Jesus", der mit der kritischen Vorsicht gegenüber der Überlieferung das Bestreben verbindet, die religiöse Persönlichkeit Jesu lebendig werden zu lassen.

Wieweit die Absicht, den Gehalt der neutestamentlichen Schriften zur Gegenwart reden zu lassen, dadurch verwirklicht werde, daß das religiöse Leben der Vergangenheit dem Leser anschaulich wird — die Voraussetzung der religionsgeschichtlichen Schule innerhalb der Theologie, — das ist ihm selbst, zumal in den letzten Jahren, immer wieder ein theologisches Problem gewesen. Und wer mit ihm in gemeinsamer Diskussion gestanden hat, empfindet schmerzlich, daß solche Diskussion nun abgebrochen ist. Das jedenfalls ist klar: weder stand er dem Neuen Testament mit der Neutralität des uninteressierten Historikers gegenüber, noch war er der Meinung, daß aus der historisch gesehenen Geschichte ohne Weiteres die Offenbarung Gottes abzulesen sei. „In die Geschichte hat man mich gewiesen, da habe sich Gott geoffenbart, da sei er zu finden: ich fand ihn nicht. Nur Eines sah ich: Scharen von Frauen und Männern, die verkündeten — und so lebten —, daß sie Gott gesehen und gefunden" *). Den neuesten Bestrebungen der Theologie hat er deshalb den Willen des Verständnisses und der Diskussion entgegengebracht, freilich auch das Bedenken, daß hier die kritische Arbeit vergessen werde und an Stelle eines lebendigen Glaubens ein äußerlicher Autoritätsglaube aufgerichtet werde; — ein Bedenken, das aus der Forderung radikaler Wahrhaftigkeit erwuchs.

Radikaler *Wille zur Wahrheit* kennzeichnete seine ganze Arbeit. Gegen Niemanden hatte er einen so tiefen Unwillen wie gegen diejenigen akademischen Theologen, die die Arbeit der kritischen Forschung kennen, sie in der Methode mitmachen und ihren Ergebnissen sich wenigstens teilweise nicht entziehen können, und doch den kirchlichen Laien diesen Tatbestand verschleiern. Auf ihre Unwahrhaftigkeit führte er zum großen Teil die traurige Lage unserer kirchlichen, vor allem kirchenpolitischen Verhältnisse zurück. Daher empfand er es als Pflicht, die Laienwelt mit aller Offenheit über die kritische Arbeit zu orientieren. In diesem Sinne arbeitete er mit am Göttinger Bibelwerk, an den Religionsgeschichtlichen Volksbüchern und am Lexikon „Die Religion in Geschichte und Gegenwart." In *diesem* Sinne, also aus dem Motiv der Wahrhaftigkeit, nicht aus einem Rationalismus heraus, der in der Aufklärung das Leben zu haben meint. Er wußte genau, daß der Glaube ein Geschenk sei.

Er wußte aber auch, daß Gott es nur den Aufrichtigen gelingen läßt, und die Aufrichtigkeit war für ihn nicht nur die intellektuelle, wissenschaftliche Wahrhaftigkeit, sondern die der ganzen Lebenshaltung des Menschen. Das bezeichnet seine *akademische Wirksamkeit*, die nicht nur die des Lehrers, sondern vor allem die des Erziehers war. Ihr Geheimnis bestand darin, daß er die Fähigkeit des Gebens und des Forderns zu einer seltenen Einheit verband. Wer ihn kannte, weiß, mit welcher Güte er jederzeit denen zur Verfügung stand, die mit Fragen oder Nöten zu ihm kamen. Wer ihn näher kannte, weiß auch, wie sehr ihn das alles innerlich bewegte, und wie er daran trug. In der Tat gewann er das persönliche Vertrauen seiner Schüler in reichstem Maße, und zwar deshalb, weil der, der ihm nahte, in einer eigentümlichen Weise von ihm angepackt wurde: er verlangte viel von dem, der mit ihm zu tun haben wollte. So konnte er recht unbequem werden; aber wer zu ihm gekommen war, empfand auch, daß er sich dem nicht entziehen dürfe, was ihm hier zugemutet wurde, wenn anders er vor sich selbst bestehen wollte. Er verlangte viel von denen, die bei ihm arbeiteten: die unbedingte Gewissenhaftigkeit und Sauberkeit der Arbeit, die Fähigkeit zur Selbstkritik und die Offenheit für Kritik, die er dem Schüler mit sachlicher Schärfe und freundschaftlicher Ironie zu spenden pflegte. Er verlangte viel aber auch von denen, die mit der inneren Not des jungen Theologen zu ihm kamen. Denn bei aller Güte, mit der er auf sie einging, erließ er keinem die schärfste Selbstprüfung. Und manchem, der als irrender Gottsucher zu ihm zu kommen meinte, öffnete er die Augen dafür, daß er in Wahrheit gar nicht Gott suche, sondern sich selbst, daß er sich in Wahrheit gegen Gott sträube, daß Gott suchen bedeute: Reinheit und ernstes Wollen in seinem Leben herrschen zu lassen; daß es bedeute: den eigenen Willen dahingeben und den Willen eines Andern in seinem Tun und Erleben herrschen lassen, denn Gott begegne uns so, wie Er wolle, nicht wie wir ihn wünschen und uns ein Bild von ihm machen.

Er konnte viel von Andern verlangen; denn er verlangte viel, er verlangte alles von sich selbst. Die gleiche kritische Skepsis, die er den Leistungen Andrer entgegenbrachte, richtete er in höherem Maße gegen sich selbst. Nie zufrieden mit dem Erreichten kehrte er stets zur Behandlung der gleichen Themata zurück. Jeder Abschluß war ihm schwer, und deshalb war seine literarische Produktion langsam und wenig ergiebig in der Quantität, zur Klage derer, die wußten, über welchen Reichtum des Wissens er verfügte, und unter welchen Perspektiven er die Dinge sah. Es ist bezeichnend, daß er ein 1913 fast abgeschlossenes Werk über das Verhältnis des Urchristentums zur hellenistischen Religionsgeschichte nicht herausbrachte, nachdem Bousſets „Kyrios Christos" erschienen war; er war gleichsam erleichtert, daß ein Anderer ihm zuvorgekommen war. Was er aber veröffentlichte, ist ausgezeichnet durch gründliche Kenntnis, strengste Vorsicht und Sauberkeit der Arbeit, ebenso durch die Erfassung weittragender Fragestellungen und durch neue Einsichten. Noch bevor Bousſets Kyrios Christos erschien, hatte er 1912 in einem Aufsatz zum Problem Paulus und Jesus in der Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft das Geschichtsbild, das Bousset dann entwickelte, in wenigen Linien antezipierend angedeutet.

Bei seiner scharfen Selbstkritik war er überhaupt schwer von Entschlüssen und mußte sie sich jedesmal abringen. Aber doch war er immer und sofort auf dem Platze, wenn es galt sich einzusetzen für Recht und Wahrheit, wenn es galt, einem Andern beizuspringen. Und so wenig er der Mann impulsiver Entschlüsse war, so entwickelte er doch dann eine gewaltige Energie des Willens und hielt am Beschlossenen mit unbedingter Zuverlässigkeit fest, ja auch mit rücksichtsloser Energie; rücksichtslos wohl auch gegen Andere, die den als richtig erkannten Weg kreuzten, rücksichtslos aber immer vor allem gegen sich selbst. Denn was er von Andern forderte, das nahmen die Andern an ihm selber wahr: die Hingabe des Willens an die Sache, an den, der ihn auf seinen Platz gewiesen hatte; strengste Selbstzucht und Selbstbeherrschung im Dienste, in den er sich gestellt wußte. Denn ein Dienst, getragen von Opferwille und Opfermut, war sein Leben bis zu seinem Ende. Und die innere Freiheit, mit der er sein Leben und seine Aufgaben auf sich nahm, fand äußerlich ihren Ausdruck in der Bescheidenheit und dem Humor, der gerade mit seinem Ernst sich verband.

Die Wissenschaft beklagt sein frühes Ende. Mehr noch beklagen es seine Freunde und Schüler, die in ihm einen Mann sahen, der wahrhaft frei war. Frei nicht in einem rationalistischen oder idealistischen Sinne, sondern in dem

*) Aus der Ansprache „Gott schauen und Gott suchen", die Heitmüller im Studentengottesdienst zu Marburg 1913 gehalten hat. Sie ist gedruckt in der Monatsschrift für Pastoraltheologie 1913 S. 142. Dort S. 333 auch seine Ansprache „Sünde und Vergebung?" Dazu sei noch an seine Göttinger Predigt „Vom Glauben" erinnert (Vandenhoeck und Ruprecht, 1904 in zweiter Aufl.).

Sinne, in dem sein liebstes Evangelium von der Freiheit spricht: „Wenn ihr in meinem Worte bleibt, seid ihr wahrhaft meine Jünger und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen."

Marburg Rudolf Bultmann

Es sei erlaubt hinzuzufügen, was ein zweiter dem Entschlafenen Nahestehender uns über ihn schreibt:

„Man entdeckte noch einen andern Heitmüller, wenn man ihn im Kreise seiner Schüler sah. Eine ganz unwillkürliche Erziehung strahlte von ihm aus, eine unvergleichliche Verbindung von sachlichem und persönlichem Gehalt. Was immer in der Jugend brandete, dem öffnete er sein Herz, ohne daß er je die Wogen über sich zusammenschlagen ließ. Mit zartem Verstehen wurde er den entgegengesetztesten, den wirrsten Bewegungen gerecht. Er half ihnen zur Enthüllung ihrer letzten Motive, nahm sie in die Zucht der Wahrheit und zwang sie, sich in immer tieferen Tiefen zu verankern — oder in ihrer Gehaltlosigkeit offenbar zu werden. So war er der Mann, in schwierigen Lagen das rechte Wort zu sprechen und den rechten Weg zu zeigen. Gelegentlich sogar in der Politik. Ich denke der tapfern Art, mit der er während der Revolutionstage das Verhältnis des Marburger Arbeiter- und Soldatenrates zur Universität klären half. Am glänzendsten aber kam solche Fähigkeit auf den Tagungen des „Studententags Pforta" zur Geltung. Dieser war von Anfang an ein Mikrokosmos der chaotischen Bewegtheit, die das Ringen der deutschen Nachkriegs-Studentenschaft um Wahrheit und Seele ihres Lebens, um tiefstbegründete Gemeinschaft durchzitterten. So manche Ältere suchten dies oft mächtig brausende Leben in seiner inneren Notwendigkeit zu verstehen, es klären und zusammenhalten zu helfen. Aber Keinem war es wie Heitmüller gegeben, dabei das Vertrauen aller Kreise zu gewinnen und allen verständlich, alle bewegend, das auszusprechen, was uns tauge. Wenn die Aussprachen chaotisch, die Ausschußsitzungen unfruchtbar wurden, wenn in der Schlußfeier der Gehalt der Tagung zum Ausdruck gebracht werden sollte, da richteten sich wie selbstverständlich alle Blicke auf ihn. Da war von Schwerfälligkeit nichts mehr zu spüren; die Tagung kam in ihm zu eigenständigem Leben, höchste Produktivität erfüllte ihn. Sein Tod reißt in der Wissenschaft eine schmerzliche Lücke; aber was alles in ihm für die Zukunft verloren gegangen ist, das können vielleicht nur die ermessen, die mit ihm zusammen jene Tagungen durchlebten."

Vom amerikanischen Aktivismus

An den Herausgeber der Christlichen Welt

Verehrter Bruder!

Ich habe das Gefühl, daß ich die Gelegenheit, die mir durch Ihre schöne Serie von Aufsätzen über die Stockholmer Konferenz geboten ist, nicht vorübergehen lassen darf, ohne ein Wort zu sagen zu einer Frage, die in der CW nur gerade berührt wird. Es betrifft uns, was unsere kontinentalen Brüder den amerikanischen Aktivismus nennen *). Ich würdige tief die verständnisvolle Haltung, die Ihr Autor in diesem Punkte einnimmt, aber die Tatsache selber, daß er sich in seinem Artikel für die amerikanische Sektion einsetzt, läßt in mir den Wunsch aufkommen, unsern eigenen Gesichtspunkt darzulegen in der Hoffnung, daß Sie die Liebenswürdigkeit haben werden, meine Erklärung Ihren Lesern vorzulegen. Beim Durchgehen der europäischen Presse sehe ich genug von dem Schlagwort „amerikanischer Aktivismus", um das Gefühl zu haben, daß es Ausdruck einer weitverbreiteten Meinung ist und daß es aus diesem Grunde unsere ernsthafte Aufmerksamkeit verdient.

In erster Linie verwerfe ich, wie Ihr Autor, die geistlose Art, Menschen auf religiösem oder selbst auf moralischem Gebiet nach Nationalitäten einzuteilen. Natürlich sehe ich, daß es Rassen- und Volkstemperamente gibt. Ich bin froh, daß dem so ist. Es liegt Reiz und Wert in der Mannigfaltigkeit als solcher. Aber ich beklage die Tendenz, den Menschen religiöse Etiketten anzuheften auf Grund solcher nationaler oder rassenmäßiger oder geographischer Einteilung und Untereinteilung. Je intimer ich mit christlichen Männern und Frauen verschiedener Nationen und Rassen zusammengekommen bin, um so mehr entdecke ich die Annäherung an einen gemeinsamen Nenner zwischen ihnen.

Aber was ich zu sagen wünsche, ist ein Wort in Hinsicht auf diese einseitige und zum mindesten unvollkommene Beurteilung des amerikanischen Christentums seitens einiger unserer europäischen Brüder. In erster Linie muß man sich daran erinnern, daß die Stockholmer Konferenz nicht die Aufgabe hatte, Glaube und Bekenntnis zu erwägen, sondern den klar umschriebenen Zweck Life and Work zu erörtern, mit andern Worten: über Fragen der praktischen Tätigkeit, also des „Aktivismus" zu beraten. Es war daher ganz natürlich, daß die amerikanischen Mitglieder sich an die Sache hielten, für die sie nach Stockholm gerufen wurden.

Sodann hat man mich auf die Tatsache hingewiesen, daß unser Federal Council Bulletin hauptsächlich und fast ausschließlich Informationen über die soziale Arbeit unserer Kirchen enthält, während es keine Informationen über unser intellektuelles und geistiges Leben bringt. Aber das Federal Council wurde von den Kirchen organisiert zu dem einen Zweck, ihre praktische Arbeit zu führen, und nicht zu dem Zwecke, sie in einheitlichen Ausprägungen ihres Glaubens zu vereinigen, noch auch, sich mit Fragen der Lehre oder der persönlichen Religion zu befassen. Es ist auf dem Bewußtsein aufgebaut, daß wir einen gemeinsamen Glauben an die wirklich fundamentalen geistigen Realitäten haben, und trägt auf ganz unauffällige aber sehr vitale Weise dazu bei, jene gemeinsamen Realitäten zu vertiefen, indem die Kirchen in gemeinsamem Dienst sich zusammenschließen.

Nun kann dieser „Aktivismus" entweder ein Zeichen von Seichtheit oder ein Zeichen von Tiefe sein. Das heißt: es ist möglich, daß der „Aktivismus" das Ergebnis und der Ausdruck von ernst durchdachten Prinzipien des innern Lebens ist. Es darf als Tatsache hingestellt werden, daß die großen sozialen Führer des Christentums in Amerika zum größten Teil nicht unsere oberflächlichen Denker sind, sondern Männer und Frauen unter uns, die am tiefsten gedacht haben und aus einer reinen geistigen Vision leben. Oft gehören diese Führer in der religiös-sozialen Arbeit zu unsern Mystikern in der Religion, und sie geben auch in der praktischen Arbeit ihre mystische Einstellung nicht auf. Eine ganze Anzahl von ihnen sind das, was man hochkirchlich nennt. Manche sind die Verfasser unserer Hymnen, unserer Bekenntnisse und Liturgien. Sollte irgend jemand der Meinung sein, „amerikanischer Aktivismus" bedeute, daß unsere Kirchen und religiösen Führer sich bloß äußerer Tätigkeit hingeben, und daß sie die innern Aspekte der Religion und das Denken des Glaubens ignorieren, der mag einfach daran erinnert werden, daß gegenwärtig im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen in Amerika nicht soziale, sondern religiös-theologische Fragen stehen.

Nachdem ich einige der Äußerungen in der CW und in andern europäischen Blättern gelesen hatte, sagte ich mir oft: „Es nimmt mich Wunder, ob diese Brüder je in Amerika gewesen, ob sie je seine Kirchen gesehen und seine Prediger gehört haben." Auf die Gefahr hin,

*) Vgl. 1925 Nr. 40/41 und 42/43. Erich Stange hat vor Stockholm zuerst auf diesen Unterschied amerikanischer von deutscher Art aufmerksam gemacht in seiner Schrift „Vom Weltprotestantismus der Gegenwart"; vgl. 1925, Nr. 29/30 Sp. 646 f. D H

unbescheiden zu erscheinen, nehme ich ein persönliches Beispiel. Vor kurzem tat mir René Wallau, ein glänzender und liebenswürdiger Pfarrer und Schriftsteller, in seinem Buch „Die Einigung der Kirchen" die Ehre an, eine persönliche Beschreibung von mir zu geben, die, ich muß sagen, allzu schmeichelhaft und mit artigen Übertreibungen gefüllt war. Ich kann dieses Bild in seiner einseitigen Betonung der praktischen Tätigkeit nicht als wahr anerkennen, und meine frühern Gemeindeglieder würden das gern bestätigen. Herr Wallau hat sich nur auf das Zeugnis eines Buchs von mir berufen. Es war zudem ein sehr nebensächliches, mit dem Titel: Christian Service and the Modern World. Er hatte nie gelesen: The Spirit Christlike, The Infinite Affection, Spiritual Culture and Social Service, The Old Puritanism, The Great Physician und andere Schriften von mir, die ihm ein wahreres Bild gegeben hätten; noch hatte er von ihnen gehört. In meiner pastoralen Tätigkeit brauchte ich gerade jene persönlichen und pastoralen Eigenschaften, die denen entgegengesetzt sind, die Herr Wallau hervorhebt. — Es ist natürlich richtig, daß einige Führer in der sozialen Arbeit in Amerika ihren Hintergrund und Impuls innerer Religion verloren haben, gerade so wie einige deutsche Führer diese Eigenschaften verloren haben auf dem Gebiete der spekulativen Theologie und der Bibelkritik.

Darf ich aus den Schriften eines Mannes, der in Europa vielleicht hauptsächlich als Vertreter und Interpret eines sozialen Evangeliums, also des „Aktivismus" bekannt ist, folgende Sätze zitieren, die zeigen sollen, aus welcher innern Quelle dieser Aktivismus fließt:

Es ist keine soziale Erlösung möglich ohne göttliche Erneuerung. Hinter unsrer Sozialwissenschaft und sie durchdringend brauchen wir eine große Theologie und eine weite Christologie: sie sind die höchsten integrierenden Bestandteile unseres sozialen Glaubens. Wir dürfen nicht vergessen, daß uns geistige Schicksale auferlegt sind, und daß die Bestimmung der Kirche ist, Menschen zu retten; — daß wir niemals einfach mit materiellen Verhältnissen rechnen und den Charakter vernachlässigen dürfen, oder Elend beheben, während wir die Sünde ignorieren. Das Himmelreich ist mehr als ein ökonomischer Gleichgewichtszustand. Das moralische und geistige Leben des Menschen in ein ökonomisches Programm aufzulösen, wäre unglücklich und traurig. Es würde die Menschen der Tretmühle und Plackerei des menschlichen Lebens gerade überlassen, aus der sie einen Ausweg suchen. (Spiritual Culture and Social Service, p. 16.)

Zwei Dinge muß die Kirche haben. Das eine ist geistige Autorität; das andere ist menschliches Mitgefühl. Wenn sie geistige Autorität ohne menschliches Mitgefühl gewinnt oder beansprucht, so wird sie das, was der Meister ein „übertünchtes Grab gefüllt mit Totengebein" nennt. Wäre andererseits ihr menschliches Mitfühlen auch noch so tief, warm und leidenschaftlich und hätte sie keine geistige Autorität, so kann sie bloß ein schwaches Notsignal erheben mit einer kraftlosen und bleichen Hand. (A. a. O. S. 18.)

Das Folgende ist aus einem andern Buch:

Die Spannung des täglichen Lebens, die Erfüllung seiner mannigfachen Bedürfnisse, Gehorsam gegenüber seinem Ruf und das Ausüben seiner Pflichten sind so vielfältig und groß, daß das Leben die ausschließliche Form des Handelns annimmt und in Gefahr steht, an Tiefe und Anmut zu verlieren, was es an Intensität und Bewegung gewinnt.

Es war Jesus, — man darf es nicht vergessen — der seinen Anhängern die Verpflichtung auferlegte, auch den Verstand zu gebrauchen. Der Mensch muß Gott auch mit seinem Geiste lieben. Er glaubte, daß Gott und die ewige Ordnung des menschlichen Denkens würdig seien.

Im Leben der Religion sind so die Erkenntnis der Wahrheit und die Zuneigung in der Frömmigkeit durch Gott mit einander verbunden und dürfen durch den Menschen nicht wieder auseinandergezerrt werden. Religion ist Denken und Fühlen in Einem. Nur eine oberflächliche Betrachtungsweise trennt die beiden. Theologie ist nicht ein verjährtes Anhängsel. Sie ist eine Wissenschaft von ewiger Gültigkeit.

Ohne die Führung des Geistes in unsern Urteilen sind selbst unsere Philanthropien und andere Taten der Güte bedeutungslos; ohne Beachtung des innern Motivs des Herzens kann die Ausübung unsrer nach auswärts gerichteten Pflicht eine Gefährdung des wahren Wachstums des Lebens werden. Das innere Selbst ist verloren in der Umgebung äußerer Dinge, und ohne das Wachsen der Seele müssen schließlich die Quellen des Lebens versiegen. Ohne ein nach innen gerichtetes Leben wird der Wille geschwächt, das Handeln wird bloße Gewohnheit, die Seele verliert ihre Identität und wir werden Schauspieler auf einer Bühne, die einfach die Zeilen wiederholen, die sie gewohnheitsmäßig lernen. (The Spirit Christlike, p. 13.)

Wenn wir daher einen Christen auf der Ebene des menschlichen Lebens sehen, wie er sich unten im Tale müht, menschliche soziale Übel zu heilen, so haben wir kein Recht, anzunehmen, daß er nicht mit demselben Jesus in der stillen Stunde auf dem Gipfel des Berges gewesen sei. Diese Mode, das christliche Leben in getrennte Abschnitte einzuteilen, ist unglücklich. Es ist noch leidiger, wenn wir versuchen, es nach Nationalitäten einzuteilen, und auf alle Fälle sollten wir nicht suchen, diese Differenzierungen hervorzukehren oder zu entwickeln.

Der Grund dafür, daß ich die Tendenz habe, diese Unterscheidungen zurückzustellen, während einige meiner Brüder in Deutschland dazu neigen sie hervorzuheben, liegt vielleicht darin, daß viele von ihnen nicht in Amerika gewesen sind, um amerikanisches Christentum kennen zu lernen, während ich in Deutschland gewesen bin und etwas über das deutsche Christentum gelernt habe. Auch hier sollte unser erstes Ziel sein: Verstehen!

Für mich lag die Schönheit und die Kraft der Stockholmer Konferenz darin, daß sie so stark diese Verschiedenheit überwand.

Ich glaube nicht, daß ich ganz ohne kritische Veranlagung bin. Vielleicht bin ich auch genügend vertraut mit der Bewegung für christliche Zusammenarbeit, um selbst einige Unvollkommenheiten an der Konferenz zu entdecken. Aber ich war nicht in der Lage, meine kritische Gabe spielen zu lassen. Mein Herz stand nicht danach. Ich fand mich vollkommen entwaffnet, in erster Linie durch die Tatsache, daß wir dort waren, aber noch viel mehr durch den Geist verstehender christlicher Gemeinschaft, den ich bei den Teilnehmern entdeckte. Jener Geist war so mächtig, daß er die andern Dinge auslöschte, die natürlich auch vorhanden waren und zum Gegenstand der Kritik hätten gemacht werden können.

Für mich war das Wunderbare nicht, daß uns versagt war, ohne Weiteres einen vollen Ausdruck unserer gemeinsamen Erfahrung zu erreichen, — das Wunderbare für mich war, daß wir so weit kamen, als es tatsächlich der Fall war.

Darf ich zum Schluß einige Worte aus einer kurzen Äußerung zitieren, die ich in Stockholm zu tun mir das Recht nahm, weil sie mein Gefühl ausdrückt jetzt so gut wie damals und den angeklagten Aktivismus beleuchtet:

Die universale kooperative Bewegung, die hier erschöpfenden Ausdruck gefunden hat, ist nicht etwas, das hier geschaffen oder erfunden wurde. Es war ganz einfach eine Manifestation des Geistes Gottes, der die Köpfe der Menschen und noch mehr ihre Herzen bewegt, ebenso wie zu Pfingsten.

Während diese Bewegung ihre Führer und Propheten von Vision und Tatkraft gehabt hat, so lief sie doch nicht wie so manche unserer denominationellen Bewegungen auf die Bildung einer temperamentvoll sich abschließenden Gruppe hinaus, sondern war eher die Vereinigung von vielerlei Verschiedenheiten der Rasse und Nation, des Ausdrucks und der Sprache, der Geisteshaltung und praktischen Methode. Dies ist in Wirklichkeit ihre Geschichte gewesen. Sie entstand gleichzeitig in verschiedenen Bezirken der Nationalität und des Temperaments, in Schweden, in der Schweiz, in Großbritannien, in Amerika und andern Ländern, angetrieben von dem Geist Gottes, der immer in menschlichen Herzen gegenwärtig ist.

Was wir in diesen heiligen Tagen zusammen getan haben, war nicht, Einheit zu erzeugen oder herbeizuführen. Wir haben einfach unsere innere Geisteseinheit entdeckt, indem wir unsere Herzen einander offenbart haben. Wir haben in Fragen übereingestimmt, von denen die Menschen behauptet haben würden, daß wir notwendig verschiedener Ansicht wären.

Wir haben ganz einfach das elementare Prinzip von Gottes moralischem Universum entdeckt, das Prinzip der Einheit in der Vielheit.

In dieser Weise hat der Geist Gottes uns geführt, weil wir zusammenkamen im Glauben an Ihn und in Glauben und Vertrauen zueinander.

Mit andern Worten: wir haben die einfache Wahrheit entdeckt, daß, je näher wir unserem Meister kommen, um so näher kommen wir einander.

In den letzten heiligen Stunden des Lebens unseres Erlösers, als er still mit seinen Jüngern abseits saß, gab er ihnen seine letzte Botschaft. Sie geschah nicht in der Form eines intellektuellen Ausdrucks ihres Glaubens. Sie war nicht eine Form von Kirchenordnung oder des Kultus. Was war jenes letzte Symbol seiner Herrschaft und ihrer Jüngerschaft? Er nahm ein Tuch, gürtete sich und vollzog einen schlichten Akt liebenden Dienstes.

So haben wir hier den Christus-Weg des Dienstes zu finden und gleichzeitig unsere Einigung durch die Einigung mit Ihm zu erstreben gesucht.

In einem Augenblick haben wir uns auf dem Berg der Verklärung gefühlt und dann in der nächsten Stunde des Tages unten auf der Ebene des menschlichen Lebens, wo Er Menschen von ihren Gebrechen heilte. Im einen wie im andern Fall sind wir mit Ihm eins gewesen und haben gefunden, daß mit Ihm zu sein schon in sich selber Einheit war unter sich und mit allen, die Ihm folgen.

Nichts ist so einfach wie das, und wir können auf die Zukunft trauen, nicht weil wir hier eine Institution geschaffen haben, sondern weil wir hier mit dem Geiste des Meisters getränkt wurden.

Lassen Sie mich dazu nur noch ein Wort der Erinnerung hinzufügen. Ich entsinne mich gut des Abends im Januar 1916 in Berlin, als ich neben Adolf Deißmann und seiner Lebensgefährtin in dem kleinen Theater saß, wo Weihnachtsszenen wiedergegeben wurden. Die schöne Musik und das Glockenspiel von „Stille Nacht, heilige Nacht" glitt hinaus in die ruhige Luft über die Köpfe des stillegewordenen Publikums hinweg. Die Tränen strömten über mein Gesicht. Ich sah mich um und fand, daß überall um mich her weinende Gesichter und gesenkte Köpfe waren. Unser Intellekt und unser Temperament antwortet auf verschiedene Weise, aber wenn Dinge unser Herz berühren, dann sind wir eins.

Lassen Sie uns auf das Stockholm von 1925 nicht als auf ein Ende sehen, sondern als einen Anfang. Vor allem der Anfang einer neuen Einstellung zueinander und eines neuen Verständnisses, einer unbedingten Sympathie und Brüderlichkeit. Vor allem lassen Sie uns jene gemeinsamen Erfahrungen in Gedanken, Leben und Dienen und jene persönlichen warmen brüderlichen Beziehungen zwischen den Kirchen Deutschlands und Amerikas finden, auf denen wir lieber eine Gemeinschaft geistigen Lebens aufbauen wollen, anstatt jene menschlichen, emotionalen und zeitlichen Unterschiede, die unter Kindern eines gemeinsamen Vaters und Nachfolgern eines gemeinsamen Meisters nebensächlich und unbeachtlich sein sollten, ausfindig zu machen, zu vergrößern und auf diese Weise zu steigern. Ich wollte so die Aufmerksamkeit auf gewisse Äußerungen und Schlagworte in Ihren Blättern lenken, in der Hoffnung, sie, wo es not tut, durch diesen Beitrag zu der angefangenen Diskussion zu berichtigen. Indem ich Ihnen danke für Ihre eigene ernsthafte Wertung der Konferenz...

New York 13. 1. 26 Charles S Macfarland

Amerikanische Reiseeindrücke

5. Liturgisches

Eine Art Entdeckung war es für mich, als ich in den amerikanischen Kirchen und in unserem Seminar zu Hartford eine liturgische Welt fand, die ich so nicht erwartet hatte. Die meisten von uns denken bei amerikanischen Liedern zuerst und vielleicht überhaupt an Heilsarmeemärsche, Gemeinschaftslieder und ähnliches Fremdgut, das im Gegensatz zu guter Kirchenmusik sentimental oder profan in unseren deutschen Protestantismus hereinklingt. Es gibt drüben tatsächlich solche Lieder, und sie werden auch häufig gesungen. Aber sie bilden nur einen kleinen Auszug aus einem großen und reichhaltigen Vorrat an liturgischen Stücken.

Da sind einerseits wertvolle alte Lieder, die ganz im feierlichen Stil strenger Kirchenkunst einherschreiten und mindestens ebenso gern wie jene anderen gesungen werden; andrerseits gibt es einen erstaunlichen Reichtum an guten modernen Liedern. Unvergeßlich ist mir das Prozessionslied:

Heilig, heilig, heilig, Herr Gott, Allmächtiger,
Früh am Morgen erhebt sich unser Lied zu Dir.
Heilig, heilig, heilig, barmherzig und allmächtig,
Gott in drei Personen, hochgebenedeit!

Es wird besonders gern als Einzugslied des Chores und der Geistlichkeit zu Beginn des Gottesdienstes gesungen und ist eine Schöpfung des 19. Jahrhunderts. Der Text stammt von dem englischen Missionsbischof Heber, dem Dichter des Liedes „Von Grönlands Eisgestaden". An den hohen Festtagen gar erklingen neben den uns vertrauten Weisen (Stille Nacht, heilige Nacht; Herbei o ihr Gläubigen u. a.) die innigen altenglischen Weihnachtslieder, von denen mir immer wieder durch den Sinn geht: The first Noel the angel did say (Die erste Weihnachtskunde, die der Engel brachte).

Ehe ich versuche, von diesen Liedern einige Proben zu geben, seien ein paar Bücher genannt, die in der jüngsten Zeit erschienen sind und als symptomatisch für die Hochflut an Gesangbuchliteratur angesehen werden können. Ich denke vor allem an zwei, die wir regelmäßig im Seminar benutzten: Hymnal for American Youth, ed. by H. Augustine Smith, New York (The Century Co.) 1923, zum ersten Male 1919 erschienen. Ferner ebenda: The American Hymnal, ein wiederholt aufgelegtes Sammelwerk, das weit verbreitet ist. Ich benutze ferner:, The Hymnal of Praise, ed. by Edward Dwight Eaton New York (A. S. Barnes & Co.) 1924. The Student Volunteer Hymnal, by the Student Volunteer Movement for Foreign Missions, New York (The Century Co.) 1923. Cantate Domino, World's Student Christian Federation Hymnal, 16 Boulevard des Philosophes, Geneva, Switzerland, soeben erschienen.

Schon die Anordnung der Lieder ist eigentümlich beeinflußt durch Gedanken der amerikanischen Theologie. Das beste Beispiel dafür habe ich in einem presbyterianischen Gesangbuch gefunden, das u. a. auch in der berühmten Fifth Avenue Presbyterian Church in New York benutzt wird. Es heißt Hymns of the Kingdom of God, ed. by Henry Sloane Coffin and Ambrose White Vernon, assisted by Seth Bingham New York (A. S. Barnes and Co.) Diese Hymnen auf das Reich Gottes sind folgendermaßen angeordnet: 1. Der Herr des Reiches (Vater, Sohn, Geist). 2. Das Reich Gottes (Kirche, Heim, Stadt, Nation, Welt, Vollendung). 3. Die Kinder des Reiches (Buße, Glaube, Hoffnung, Liebe). 4. Verschiedene Anlässe, Gottesdienste und Zeiten. 5. Hymnen und Choräle für Kinder. 6. Lobgesänge und alte Hymnen. In dieser Anordnung verrät sich eine Theologie, die das sogenannte social gospel (soziale Evangelium) zum Mittelpunkt ihrer Betrachtung gemacht hat. Wir haben an dieser Stelle nicht darüber zu verhandeln; aber es scheint mir wichtig zu sein, daß man von Deutschland aus sieht, wie nicht bloß formal das social gospel sich durchgesetzt hat, sondern wie innerhalb der einzelnen Rubriken diese gewaltige moderne Auffassung des Protestantismus zum Ausdruck kommt.

Das erste Lied in vielen Gesangbüchern heißt: Rejoice, ye pure in heart (Freut euch, die ihr reines Herzens seid) mit dem Kehrreim: Rejoice, rejoice, rejoice, give thanks and sing (Freut euch, danket und singet). Es ist ein Gesang voll brausenden Jubels, der, im 19. Jahrhundert entstanden, die siegesgewisse und optimistische Art amerikanischen Christentums packend ausdrückt. Modern sind dann vor allem die Lieder, die das Reich Gottes in seinen verschiedenen sozialen Auswirkungen schildern. Da ist etwa das Kampflied für den sozialen Dienst in der Großstadt, das aus der Vision des himmlischen Jerusalem den Bußruf und den Appell zur Tat an die Großstadtbevölkerung ableitet. So W. Russel Bowie 1909 in seinem Lied O Holy City seen of John (O heilige Stadt, von Johannes geschaut)!

Dann wird häufig zusammengenommen: „Patriotism and democracy". Ebenso „Mission und Weltfriede". Von

den nationalen Liedern verdient „God save America", (Gott behüte Amerika) erwähnt zu werden. Der Dichter William Gay Ballentine widmete es: „Dr. Walter Rauschenbusch, Weggefährten und Mitarbeiter in der sozialen Erweckung." Der letzte Vers heißt:

Gott, behüte Amerika in all seinem Glanz,
Behüte es vor Stolz und Schwelgerei.
Pflanze in sein Herz, was unsichtbar und ewig,
Das Recht sei seine Macht, und die Wahrheit mache es frei.

Begreiflicherweise wandert an Nationalfeiertagen die Phantasie des Kirchenvolkes gern zurück zu den Pilgervätern und den anderen Christen unter den Gründern der Nation. In Erinnerung an sie werden Lieder gesungen, die teilweise ganz lokal gefärbt bleiben, teilweise aber auch sich in das Bereich allgemeiner Gültigkeit erheben. Zum Beispiel: O God, beneath thy guiding hand:

O Gott, geführt von Deiner Hand
Fuhr über See der Väter Schar.
Sie brachten auf dem neuen Strand
Gebete Dir und Lobpreis dar.

Du hörtest gnädig ihren Sang,
Du warst zum Segnen stets bereit,
Und durch Geschlechter hin erklang
Gedächtnis jener heilgen Zeit.

Recht, Freiheit, Treue, fromme Tat
War jener Pilger hehres Gut,
Und wo ihr Fuß das Land betrat,
Schützt ihre Gräber Gottes Hut.

Dem großen Gott der Liebe dankt,
Ihr Enkel, wie es sich gebührt,
Bis endlich diese Erde wankt,
Kein Frühling mehr die Hügel ziert.

Es ist ebenso wie das folgende im 19. Jahrhundert entstanden. Bei dem nächsten Lied hält sich auch die Melodie in kirchlicheren Bahnen. Es beginnt: Faith of our fathers, living still.

Glaube der Väter, lebend noch
Trotz Kerkernöten, Feuer, Schwert,
Wie schlagen unsre Herzen hoch,
So oft wir jenes Wort gehört:
Glaube der Väter, heilig Gut,
Wir bleiben treu dir bis zum Tod.

Glaube der Väter und Gebet
Riefen der Freiheit Geist herbei,
Und durch der Gotteswahrheit Licht
Sind Gottes Kinder wahrhaft frei.
Glaube der Väter, heilig Gut,
Wir bleiben treu dir bis zum Tod.

Glaube der Väter, Liebe leucht'
Für Freund und Feind auf unserm Pfad,
Bewähre unsern Glauben stets
Durch gutes Wort und tapfre Tat!
Glaube der Väter, heilig Gut,
Wir bleiben treu dir bis zum Tod.

Von den übrigen Liedern versuche ich noch zwei darzubieten, die in einer gewissen Hinsicht fast polar einander entgegengesetzt sind, und die doch beide in die Fülle der Evangeliumsverkündigung hineinpassen. Das eine Lied ist im Jahre 1800 entstanden und besingt in einer für das verbreitete Vorurteil gegen amerikanische Christlichkeit überraschenden Weise — die Kirche! I love Thy kingdom, Lord:

Ich liebe, Herr, Dein Reich,
Die Wohnstatt deiner Macht,
Die Kirche, die der Herr erkauft
In seiner Todesnacht.

Die Kirche lieb ich, Gott,
Du schirmest ihr Gebäu,
Dein väterliches Auge wacht
Und hütet sie getreu.

Für sie verzehr ich mich,
Und ihr gilt mein Gebet,
Ihr meines Lebens heißes Mühn,
Bis diese Welt vergeht.

Weit über Erdenlust
Entzückt mich Tag und Nacht
Die Wonne ihrer Bruderschaft,
Der Hymnen hehre Pracht.

Jesus, du Gottesfreund,
Erlöser und Regent,
Mach aller Feindschaft gegen Dich
Glorreich und bald ein End.

Fürwahr, dein Wort steht fest:
Der Glanz der Gottesstadt
Wird heller sein, als was ein Mensch
Jemals erträumet hat.

Während hier eine bewußt kirchliche Christlichkeit spricht, fehlt es auf der anderen Seite nicht an solchen Liedern, die aus dem freischwebenden Geist persönlichen, ja schwärmerischen Christentums geboren sind. Dahin möchte ich rechnen das ergreifende Lied des blinden schottischen Dichters George Matheson: Gather us in, von dem die Verse 1, 3 und 5 auch in das obengenannte Liederbuch des Studentenbundes für Mission aufgenommen worden sind. Das ganze Lied heißt:

Eine uns Du, all-einger Liebesstrom,
Bringe zu Hauf der Glaubensweisen Schar,
Spalte die Wände in jeglichem Dom,
Daß wir den sehen, der da ewig war:
Eine uns Du, eine uns Du!

Eine uns, Du; wir dienen einzig Dir,
Strecken dieselbe Hand gemeinsam aus,
Allerwärts eine Seele spüren wir
Schiffe auf Fahrt zum selben Vaterhaus:
Eine uns Du, eine uns Du!

Das ist der Geist, den Indien stets begehrt,
Parsisches Feuer, das die Sünde frißt,
Das ist des Buddha Ruhe, sturmbewährt,
Das ist der Traum, den China nie vergißt:
Eine uns Du, eine uns Du!

Dieser verlangt nach Gottes Vaterschaft,
Menschlichem Bild bringt Jener Preis und Ehr,
Geist, fleht ein Dritter, Geist, der weltweit schafft, —
DU gibst den Deinen alles, ja noch mehr:
Eine uns Du, eine uns Du!

Jeder begreift des Regenbogens Licht
Nur in der Farbe, die sein Auge schaut,
Du erst bringst Ganzheit unsrer schwachen Sicht,
Siebenfach ist der Bogen aufgebaut:
Eine uns Du, eine uns Du!

Eine wesentliche Bereicherung erfährt das liturgische Leben durch das beliebte und sehr gern geübte Chorsprechen. Fast alle Psalmen und viele Stücke des Neuen Testamentes werden im Wechsel zwischen Geistlichem und Gemeinde gesprochen. Jedes Liederbuch enthält deshalb einen Anhang mit sogenannten responsive readings (Texten für Wechselgebet), und in den meisten Kirchen wird neben dem Gesangbuch noch ein zweites Buch benutzt, das eine in der Regel vorzügliche Auswahl von Lesungen bietet. Die Stücke sind immer so gedruckt, daß man auf den ersten Blick sieht, welche Verse der Geistliche zu sagen hat, und welche die ganze Gemeinde spricht. Während ich früher nur theoretisch für diese Form gemeinsamen Gebetes eintrat, muß ich auf Grund der praktischen Erfahrung in amerikanischen Kirchen erst recht dafür werben, daß auch wir, wo es nur geht, versuchen sollten, diese Sitte zu pflegen. Die tägliche Mittagsandacht in unserem Seminar hat mir gezeigt, wie belebend, sammelnd und vertiefend dieses gemeinsame Sprechen wirkt. Damit komme ich zu einem letzten Gedanken über amerikanische Liturgie.

Das gottesdienstliche Leben drüben ist mannigfaltiger und gehaltvoller, als man zuweilen erzählt bekommt. In den meisten Kirchen findet zu Beginn ein feierlicher Einzug der Geistlichkeit und des Chores statt, wobei die Chormitglieder ein würdiges Talargewand tragen. Gesungen wird oft und gern. Die Responsorien fehlen fast nirgends. So oft ich mir das Leben in unserem Seminar in Erinnerung rufe, fällt mir vor allem auf, wie stark das Leben dort durchzogen ist von Gelegenheiten zu Bibelbetrachtung, Andacht und gemeinsamem Gebet. Die Frische und Natürlichkeit der Amerikaner verhüten dabei fast von selbst, daß aus solchen Sitten ein Formalismus wird.

Und noch Eines: die Amerikaner scheinen geborene Redner zu sein. Man mag gegen amerikanische Predigtweise manches einzuwenden haben, — in einer Hinsicht fällt sie angenehm auf: die meisten Predigten drüben sind fesselnd und öfter auch sehr kurz. Langeweile als eine Art unvermeidlicher Assoziation mit Predigt-Gottesdienst kennt man drüben bei weitem nicht in dem Maße wie bei uns. Die halbe Stunde Mittagsandacht im Hartford-Seminar z. B. enthielt stets eine Ansprache von nur 5 bis 10 Minuten. Dabei wechselten die Dozenten, die Geistlichen der Stadt, Gäste aus der Nähe und Ferne in bunter Reihenfolge miteinander ab. Denominationen und Themata jeder Art kamen zu Wort. In sehr vielen Fällen prägten sich der Sprecher und die Sache, über die er redete, unvergeßlich ein. Und ähnlich ist es mir mit vielen Sonntagspredigten ergangen.

So bedeutet das liturgische Leben in meiner Erinnerung nicht nur ein schönes Rankenwerk um die Geschäfte des Tages, sondern ist eine wesentliche Kundgebung des anfeuernden, fröhlichen, tatbereiten Geistes amerikanischen Christentums.

Hartford-Gießen Heinrich Frick

Eine werdende Welt

1. Das neue Palästina

Schon auf dem Schnelldampfer, der uns von Triest nach Alexandria führt, spüren wir es, daß in der Gesamtentwicklung des modernen Palästina die jüdisch-zionistische Einwanderung nicht vergessen werden darf. Eine kleine Gruppe zionistischer Einwanderer unter Führung eines Rabbiners hat im Zwischendeck Platz gefunden, liest hebräische Zeitungen, feiert den Sabbat und lebt in Erwartung des gelobten Landes, das ihr nun als „nationale Heimstätte" dienen soll. Es ist nur ein verschwindend kleiner Teil der monatlich fast 3—4000 jüdischen Einwanderer, der diese Luxusdampfer benutzt; den Hauptstrom bringt eine eigene jüdische Schiffahrtslinie, die direkt von Marseille nach Jaffa führt. In El-Kantara-Ost am Suezkanal prüft ein jüdischer Beamter in englisch-palästinensischen Diensten unsere Pässe: die Namen der Stationen der Wüstenbahn El-Kantara-Haifa sind in englischer, arabischer und hebräischer Sprache aufgezeichnet; Palästina ist offiziell ein dreisprachiges Land geworden; eine fast tote Sprache, die nur kümmerlich noch als Kultussprache fortlebte, ist auferstanden zu neuem Leben. Der Kranz der jüdischen Kolonien um Jerusalem herum, der uns am Morgen unserer Ankunft dort begrüßt, ist ein weiteres Zeichen dafür, daß man, wenn man das neue Palästina denkt, die Tatsache und den Einfluß der jüdisch-zionistischen Einwanderung nicht gering einschätzen darf *).

Zunächst aber seien einige Feststellungen gemacht, die die Dinge gegenüber übertriebenen Vorstellungen in christlichen und jüdischen Kreisen auf das richtige Maß zurückführen. Palästina ist auch heute noch ein im wesentlichen arabisch-mohammedanisches Land; unter den gut 800 000 Einwohnern befinden sich nicht mehr als 100 bis 110 000 Juden, von denen fast zwei Drittel schon vor dem Krieg als städtische Judenschaft besonders Jerusalems und in den Rothschildschen Kolonien in der Küstenebene und bei Jerusalem im Lande gewesen sind. Die Landessprache ist auch heute noch vorwiegend Arabisch, trotzdem das Hebräische, besonders in der Jugend und in Geschäftskreisen, leider zumeist auf Kosten des Deutschen, starke Fortschritte macht, und zwar nicht nur unter den Juden selbst, für die es wieder Mutter- und Volkssprache ist, sondern auch in nichtjüdischen (arabischen) Kreisen. Der Geist des Landes wird auch heute noch wesentlich durch die arabisch-mohammedanische Kultur bestimmt trotz des immer stärker werdenden Eindringens abendländisch-christlicher Zivilisation und Kultur, und trotzdem das hebräische Bildungswesen (Gymnasium in Jaffa, Technikum in Haifa, Universität in Jerusalem) einen gewaltigen Ausbau erfahren hat.

Was aber ist neu geworden? Die Einwanderung hat in der Tat einige zehntausend Juden, zumeist aus Osteuropa, aber auch aus den intellektuellen Schichten des westlichen Abendlandes nach Palästina hineingeführt. Nicht alle Eingewanderten bleiben; Enttäuschung, Unmöglichkeit des Aufbaues einer Existenz, baldiges Aufzehren der mitgebrachten Ersparnisse zwingen Viele zur Rückwanderung. Die Bleibenden aber suchen im Land nun ihren Lebensunterhalt. Ein Teil, vorläufig noch der größte Teil, geht in die Städte; so erklärt sich das ungeheure Wachstum der Städte; Tel Aviv bei Jaffa, vor einem Jahrzehnt, als ich es zuerst besuchte, noch ein kleiner Villenvorort, hat jetzt fast 40 000 jüdische Einwohner, auch Haifa und Jerusalem wachsen in beängstigendem Tempo; südlich von Akka ist, um den Strom der Einwandernden unterzubringen, eine jüdische Gartenstadt an der Küste geplant; der Eisenbahnknotenpunkt Afule in der Ebene Jesreel soll in kurzer Zeit zu einer neuen Stadt ausgebaut werden; Ramleh und Lydda wachsen fast amerikanisch. Dieses städtische Judentum lebt zumeist von Handel und Wandel nicht immer erfreulicher Art; Einer lebt vom Anderen und dessen Bedürfnissen, Ärzte (in Tel Aviv mehr als 100), Rechtsanwälte, Händler und so fort führen ihr zumeist ziemlich kümmerliches Dasein voll vieler Enttäuschungen; das städtische Judentum kann nicht produktiv sein; es schafft keine neuen wirtschaftlichen Werte, es lebt vom eigenen Kapital, von Beihilfen der großen zionistischen Unterstützungsorganisationen und von dem zumeist sehr kargen Verdienst, der mit der Geldwirtschaft, dem Handel, der Industrie und dem Handwerk solcher Neugründungen verbunden ist. Die Krisis dieser jüdischen Städte wird kommen; hoffentlich haben bis dahin die landwirtschaftlichen und industriellen Möglichkeiten des Landes zugenommen, um neue Verdienstmöglichkeit zu schaffen. Diese Stadtjuden sind gewiß zumeist in Presse, Politik und Literatur die Träger der zionistischen Bewegung im Lande, aber die eigentlichen Zionisten sind sie doch nicht.

Das sind vielmehr die jüdischen Kolonisten in den landwirtschaftlichen Kolonien. Ein großer Teil der Küstenebene Palästinas sowie der breiten fruchtbaren Jesreelebene vom Karmel bis zum Jordan ist jetzt schon im Besitz dieser jüdischen Kolonien; um den See Genezareth herum siedeln sie sich an, und selbst auf dem steinigen judäischen Hochgebirge bei Jerusalem und in seiner weiteren Umgebung finden wir sie. Es wird jetzt etwa ein Siebentel des bebauungsfähigen Landes in jüdischen Händen sein, also noch nicht viel mehr als etwa der Zahl der in Palästina wohnenden Judenschaft entspricht. Diese jüdischen Kolonisatoren, oft sogenannte Intellektuelle von Haus aus, aber mit einem starken Glauben und einem bewundernswerten jüdischen Idealismus, sind die Träger des Zionismus. Der Boden trägt in den ersten Jahren der Aufräumungs- und Aufbauarbeit kaum das, was zum Lebensunterhalt in der primitivsten Art nötig ist, und wenn auch alle neueren Kolonien genossenschaftlich (ein großer Teil von ihnen im Sinne des Wirtschaftskommunismus) organisiert sind, so bleibt doch — auch für den Einzelnen — der Eintritt in solch eine Kolonie sowie das Kolonisationsproblem als solches ein Experiment, über dessen Gelingen jetzt in den Anfangsjahren, in denen die Kolonien noch vielfach Unterstützungsempfänger sind, noch nichts gesagt werden kann. Denn wenn vielleicht die Aufbaukrisis überwunden wird, so taucht hinter ihr die Frage der Absatzmöglichkeit, d. h. der ausreichen-

*) Wer Gelegenheit hat, versäume nicht den Film Erez Israel zu sehen. Auch an das 1925 Sp. 1194 f. besprochene Werk „Palästina" sei erinnert. DH

den, finanziell günstigen Verwertung der landwirtschaftlichen Produkte auf. Und diese Frage wiederum ist abhängig von der anderen, ob die Kolonien eine landwirtschaftlich jüdische Arbeiterschaft gewinnen können (denn aus ihrer zionistischen Ideologie heraus beschäftigen sie nur jüdische Arbeiter), die gegenüber der einheimischen, viel bedürfnisloseren arabischen Arbeiterschaft konkurrenzfähig ist, oder ob es gelingt, die arabische Arbeiterschaft durch gewerkschaftliche Organisation und Erziehung (Versuche dazu sind da) zu der Bedürfnishöhe der jüdischen Arbeiterschaft heraufzuentwickeln. Abgesehen von vielem Anderen ist das Gelingen der jüdischen Kolonien abhängig von der gesamten wirtschaftlichen Entwicklung des Landes. Das wissen die Kolonisten, und die Besten unter ihnen fühlen sich bewußt als Märtyrer für das kommende Geschlecht, das es besser haben solle als das gegenwärtige.

Damit stoßen wir auf das Hauptproblem des Zionismus. Trotz aller Umrahmungen und Umrankungen, trotz aller Verkehrungen auch von Seiten seiner eigenen Anhänger ist der Zionismus eine im wesentlichen Sinne geistige Bewegung. Entstanden aus der Sehnsucht eines heimat- und ruhelosen, oft verachteten und verfolgten Volkes möchte er Volk, Heimat und Vaterland den zerstreuten Volksgenossen wiederbringen. Die Zionisten des Judentums möchten ihr Volk im Lande der Väter wieder als Nation zusammenfügen. Insofern ist der Zionismus Ausläufer der die letzten Jahrhunderte die abendländische Entwicklung beherrschenden und jetzt auch den nahen Osten ganz erfüllenden Bewegung zur national-staatlichen Entwicklung hin. Das religiöse Element des Zionismus tritt in Palästina selbst, wenn auch in verschiedenem Maße, sehr stark zurück. Gewiß, die religiöse Sitte, z. B. die strenge Sabbat-Heiligung, wird übernommen, aber als nationales Kennzeichen, als Merkmal der Besonderheit des Volkes; der eigentliche Aufbau aber der nationalen Heimstätte vollzieht sich unter dem doppelten andersartigen Gesichtspunkt: ein Volk, eine Nation, ein Land und — besserer sozialer Aufbau dieses Volkes für die Zukunft der Menschheit.

Diesem Ziel soll auch die Neuschaffung einer jüdischen Kultur dienen. Das wichtigste Mittel dazu ist die Neubelebung, ja man kann sagen die Auferweckung der hebräischen Sprache. In der gemeinsamen Sprache liegen die stärksten Bande für die Gemeinsamkeit eines Volkes und seiner nationalen Idee. So arbeitet das zionistische Judentum mit Eifer an der Einführung der hebräischen Sprache als Sprache des jüdischen Volkes in der nationalen Heimstätte Palästina, mit Eifer und mit Erfolg. Hebräisch gehört trotz seiner bisher noch geringen Verbreitung zu den drei offiziellen Sprachen des Landes auf Grund einer Verfügung der Mandatsmacht Palästinas. In den niederen und höheren Schulen wird das heranwachsende Geschlecht in der hebräischen Sprache und in ihrem Geiste erzogen; es wird nicht mehr lange dauern, bis das Judentum Palästinas nur noch hebräisch spricht und durch seinen wirtschaftlichen und kulturellen Einfluß, den es ausübt, die hebräische Sprache und ihren Einfluß über die Grenzen des Judentums selbst ausdehnt. Auch die jüdische Universität, wenn anders ihre Erhaltung und ihr Ausbau, besonders aber auch die Heranziehung der arabischen Intelligenz zu ihr gelingt, wird in den Kreis der Bestrebungen zur Neubelebung der hebräischen Sprache miteinbezogen. Man wird sagen können, daß dieser Vorsatz der zionistischen Bewegung, das Judentum durch Geist und Wort der Sprache der Väter zu einen, auf dem Boden Palästinas mit am zielsichersten durchgeführt ist. Die Auferstehung einer so gut wie toten Sprache bleibt bewundernswert und ist ein sicheres Zeichen dafür, daß die dahinterstehende Bewegung ernsten Charakter und Entwicklungsmöglichkeit hat.

Dagegen wird man von der hebräischen Universität in Jerusalem betonen müssen, daß sie eine voreilige, innerlich nicht notwendige und äußerlich nicht fördernde Gründung des Zionismus ist, wohl mehr berechnet auf Propagandatendenzen als auf Förderung der Sache. Schon das Gebäude selbst auf dem Skopus, dem Nachbarberge des Ölbergs, enttäuscht. Es birgt in sich bisher auch nur einige wissenschaftliche Institute, deren Arbeit im wesentlichen den praktischen Forderungen der zionistischen landwirtschaftlichen Kolonien und den Forschungen über die wirtschaftliche Entwicklung des Landes dienen; gewiß ist eine jüdische Bibliothek und eine Abteilung für die Geschichte des Judentums angegliedert; aber Universitäten dürfen eigentlich nicht künstlich gegründet werden, sondern müssen erwachsen aus einem einheitlichen Kulturkreis und dessen Bedürfnissen heraus; dieser einheitliche Kulturkreis fehlt hier noch; kurz, die Basis der zionistischen Bewegung Palästinas ist viel zu schmal, um eine hebräische Universität zu tragen. Und die arabische Bevölkerung für sie zu gewinnen — das wird auf absehbare Zeit an den politischen Gegensätzen und der Verschiedenartigkeit der Kulturen scheitern.

In der Tat trifft in dem in ein wesentlich morgenländisches Land mit typisch orientalischem Gepräge einwandernden Judentum Abendland mit Morgenland zusammen. Wozu gehört das zionistische Judentum? Die eingeborene arabische Bevölkerung empfindet die jüdischen Einwanderer als abendländische Eindringlinge in das ihr gehörende Land. Der Gegensatz zwischen dem einheimischen Arabertum ohne Unterschied der Religionen unter völliger Einigkeit der Christen und Mohammedaner bezeichnet auch heute noch die palästinensische Situation des zionistischen Judentums. Es wird entscheidend für die Zukunft dieser Bewegung sein, ob wenigstens eine Milderung dieser Gegensätze möglich ist; solange sie nicht eintritt, wird das palästinensische Judentum auf einem Vulkan leben. Der vielleicht manchmal über den gerade notwendigen Bedarf hinausgehende Landkauf des Judentums, die stark empfundene wirtschaftliche Konkurrenz, das geschäftliche Wesen des Judentums und vieles Andere haben zu dieser scharfen Spannung und zur arabischen Einheitsfront gegen das Judentum geführt. Dabei hat die englische Mandatsmacht, die ja nach rein politischen Erwägungen — Sicherung der Landstellung auf dem Wege nach Indien, kein unnötiger Konflikt mit dem national erwachten Arabertum — verfährt, keine Veranlassung zu einer besonderen Bevorzugung des palästinensischen Judentums.

Der Zionismus wird sich auch selbst — nach anfänglich ausschweifenden Hoffnungen auf die Unterstützung Englands — immer mehr bewußt, daß seine Zukunft aus eigenen Kräften gebaut werden muß. Dabei bleibt die Lage aber auch dann ungewiß; jede Erschütterung der europäischen Vorherrschaft im nahen Osten, jeder Erfolg der national-arabischen Bewegung, erst recht natürlich eine vielleicht unvermeidliche Krisis zwischen Morgenland und Abendland wird mehr oder weniger heftig auf die Lage des Judentums in Palästina zurückwirken. Als gefestigt könnte seine Stellung erst dann vielleicht angesehen werden, wenn das zionistische Judentum ganz mit Land und Leuten, Volk und Boden Palästinas verwachsen, d. h. vollständig orientalisiert wäre. Das wird aber kaum der Wille des Zionismus sein. Im Gegenteil erscheint mir das Eindringen des Zionismus in Palästina ein Moment mehr in dem wachsenden Eindringen abendländischen Geistes in den Orient zu sein und deshalb die Krisis des Orients, die aber zugleich auch die Krisis Europas im Orient sein wird, zu beschleunigen.

Klar wird auf dem Boden Palästinas auf jeden Fall, daß der Zionismus keine Lösung der Judenfrage bedeutet. Nicht davon geredet sei dabei, daß innerhalb des Welt-

judentums selbst die zionistische Frage als problematisch angesehen wird. Auf jeden Fall kann man sagen, daß der Boden Palästinas selbst bei intensivster Ausnützung gar nicht in der Lage ist, größere Mengen Einwanderer aufzunehmen und ihnen dauernde Lebensmöglichkeiten zu geben. Rechnet man selbst ein Wachsen der Bevölkerung um 1 Million, so muß doch dabei bedacht werden, daß mit der Hebung der Landwirtschaft, mit dem Wachstum der Wirtschaftskraft des Landes auch die arabische eingeborene Bevölkerung, verhältnismäßig schneller sogar noch als das eingewanderte Judentum, wachsen wird (das Beispiel Ägyptens, das seine Bevölkerung seit 1882 fast verdreifacht hat unter der Prosperität der Wirtschaft, zeigt es). So wird verhältnismäßig rasch der Zeitpunkt kommen, wo das kleine, karge, arme Land ohne das Hinterland Transjordaniens, das den Juden verschlossen ist, keine neuen Einwanderer mehr aufnehmen kann! Von der Gesamtzahl der Juden in der Welt wird selbst im günstigsten Fall immer nur ein sehr kleiner Prozentsatz in Palästina seine nationale Heimstätte finden können. — Und das Judentum Osteuropas und für nationale Sehnsucht derer daß es von Palästina aus gesehen wieder ganz zur „Diaspora" wird mit allen Schattenseiten, Nöten, Schwierigkeiten, die nun einmal die Diaspora hat? Wird dadurch das Judentum nicht vielleicht erst recht wieder in die Unruhe eines Volkes ohne Heimat und Land hineingestoßen, daß der Assimilierungsprozeß des Judentums im Abendland durch die zionistische Bewegung erschwert wird? Der Zionismus kann wohl ein Ventil für ein unterdrücktes Judentum Osteuropas und für nationale Sehnsucht derer sein, denen die Idee eines jüdischen Volkes auf eigenem Heimatboden keine Ruhe in ihrer Seele läßt, aber die Lösung der Judenfrage liegt nicht bei ihm. Niemand wird dem geleisteten Werk seine Achtung versagen, jeder unbefangene Beobachter wird die starke Kraft eines hochwertigen Idealismus spüren. Die Kolonisten selbst sind zu einem nicht geringen Teil prächtige Menschen; sie fühlen sich als berufene Pioniere ihres Volkes und als Ausführer einer zukunftsreichen Idee; sie wissen, daß ihr Schicksal eine Art Märtyrertum ist; sie glauben aber für eine bessere Zukunft ihres Volkes zu arbeiten. Ob ihr Werk Erfolg hat, ist jetzt noch nicht zu sagen, aber die geistige Kraft ihres Wirkens und Wesens wird in irgendeiner Weise ihrem Volke zugute kommen.

Es gehört das zu einem der stärksten Eindrücke, die wir aus dieser erschütternden und erschütterten Welt des Orients mit nach Hause nehmen, daß auf dem alten heiligen Boden Palästinas eine werdende Welt wächst, deren Schicksal ungewiß, deren Werden aber aus mancherlei Kräften stärkster Geistigkeit stammt.

Frankfurt a. M. Erich Meyer

Zu Sven Hedins Anklage gegen die Christenheit

2

Aber noch eine zweite Betrachtung drängt sich uns auf angesichts der Artikel von Sven Hedin und Julius Richter. Wir müssen bei unserm Verkehr mit den nichtchristlichen Völkern viel bescheidener sein in der Beurteilung der heimischen Christenheit, auch unseres eigenen, persönlichen Glaubensbestandes, und erst recht in Bezug auf die nichtchristlichen Religionen.

Wie wir als Christen gewiß das vorchristliche Alte Testament nicht missen möchten, obwohl es schwer ist, in dem Vater Jesu Christi denselben Gott zu sehen, in dessen Namen Jephta seine Tochter schlachtete und die Juden die Kanaaniter ausrotteten, so wollen wir doch nicht vergessen, daß Gott wirklich auf mancherlei Weise zu den Völkern geredet hat. Wie er durch Mose zu den Juden redete, so zu den Chinesen durch Konfuzius usw.; auch ihnen hat er sich nicht unbezeugt gelassen. In den nichtchristlichen Religionen liegen viele hohe Werte, die jene Völker für ihre Zukunft gar nicht entbehren können, auch wenn sie Christen werden. Ihnen diese Werte nehmen, heißt sie völlig entwurzeln und sie ihrem Volkstum, das ihnen von Gott gegeben ist genau wie uns unser Volkstum, entfremden. Viele ihrer heiligen Schriften sind mindestens so wertvoll wie viele Schriften des Alten Testaments. Wir sollen ja jene Schriften nicht haben, aber jene müssen sie haben, sonst sind sie verloren und können nicht gedeihen in ihren Seelen. Mit diesen Erkenntnissen gilt es endlich wirklich Ernst zu machen, sonst verpaßt die Mission ihre Zeit und wird schuldig an diesen Völkern.

Es ist überaus traurig, daß solche Gedanken in weiten christlichen Kreisen noch immer Ärgernis erregen. Das ist nicht fromm, sondern unfromm. Wie weitblickend hat über die andern Religionen ein Mann wie Augustin geurteilt, dem wohl Niemand ernste christliche Frömmigkeit absprechen wird. Er sagt: „Das, was wir jetzt christliche Religion nennen, war schon bei den Alten vorhanden und hat vom Anfang des menschlichen Geschlechts an niemals gefehlt, bis Christus im Fleisch kam. Von da an wurde die wahre Religion, die schon vorher da war, die christliche genannt." (Retract. 1, 13.) Auch Augustin hat die Tatsache der so ungeheuer widerspruchsvollen Weltwirklichkeit viel zu schaffen gemacht, vor allem die Frage, wie sich die Vaterliebe, die allumfassende Liebe Gottes vertrage mit der Tatsache, daß er sich nach der Auffassung des Alten Testaments nur eigentlich des winzigen Volkes Israel angenommen habe. Nun tauchte damals die Idee stärker auf von der Größe der Erde, die sich nicht im Mittelmeerbecken erschöpfe. Da sagt er: Wenn die Welt rund ist und an den Antipoden Menschen leben, deren Füße den unsern entgegengesetzt sind, Menschen, durch Ozeane von uns getrennt, deren Entwicklung außerhalb unserer Geschichte vor sich geht, dann hat die Heilige Schrift gelogen. (De civitate Dei 16, 3.) Augustin folgert dann: Da die Heilige Schrift nicht gelogen haben kann, so gibt es keine Antipoden. Wir aber wissen, es gibt Antipoden. Und da Augustin mit seiner Idee von der umfassenden Idee von der Vaterliebe Gottes recht hat, so ist es höchste Zeit, daß wir als Christen des 20. Jahrhunderts unsere, dem Alten Testament entstammenden naiven Ideen von der alleinigen Auserwähltheit des jüdischen und der Ausgeschlossenheit aller andern riesigen Völker und Erdteile aus der Liebe Gottes revidieren und auch als Christen anerkennen, was Gott den großen nichtchristlichen Völkern durch ihre, von demselben Gott ihnen gesandten Propheten gegeben hat. Auch ihnen ist dann Christus der Vollender und Erfüller des Alten, ihres Alten Testaments.

Diese Dinge zu sagen, ist deshalb so nötig, weil die nichtchristlichen Völker ja auch geistig von den europäischen Völkern und Amerika vergewaltigt werden. Nicht von der Mission, wenigstens wenn sie recht betrieben wird. Wohl aber durch die überstürzte Einführung unsers westlichen geistigen Lebens in ihre ganz anders aufgebaute Welt. Von dieser geistigen Revolution in den alten nichtchristlichen Kulturvölkern macht man sich im Westen kaum eine Vorstellung. Wir bringen durch alle unsre Gedanken, unsre Wissenschaft, unsre Technik, unsre Kunst in jene Völker eine innere Gährung hinein, die sich heute schon auf vielen Gebieten in erbitterten Kämpfen zeigt, in Kämpfen, die das Leben dieser Völker bis in den Grund aufwühlen, ihre politische Ordnung, ihre Familienverhältnisse, ihre sittliche Volksgrundlage erschüttern oder vernichten und sie vor unerhört schwierige Entscheidungen stellen.

Auch ihre Religionen sind weithin von dieser Erschütterung betroffen und teilweise bereits zerstört. In China ist der zentrale konfuzianische Staatskult seit 1912 vernichtet, der chinesischen Volksreligion also das Herz ausgerissen. Und seit 4000 Jahren war dieser Kult das Fundament des riesigen Volkes.

In dieser Lage hat die Mission nicht die Aufgabe, auch noch zersetzend zu wirken. Schon jetzt gibt es in allen Ländern des Ostens ein junges Geschlecht, das seinem eigenen Volk entfremdet ist. Es gibt viele junge Chinesen, die vorzüglich Englisch sprechen, aber sehr schlecht Chinesisch, die englische Literatur kennen, aber nicht die chinesische. Das ist ein Zustand gefährlicher Zerrüttung.

Da muß die Mission tun, was sie nur kann, um den Völkern ihre alten hohen Kulturwerte und Religionsgüter, soweit sie wertvoll sind, erhalten zu helfen. In diesen nichtchristlichen Geistesgütern steckt ein Stück Seele dieser Völker. Wer von uns

möchte denn die alten deutschen Sagen und Märchen entbehren! Und in den alten asiatischen Geistesgütern liegen mindestens so hohe Werte, ja höhere. Die Mission aber will nicht die Seele der Völker bedrohen und entwurzeln helfen, sondern retten. Darum gilt es, mit der hohen Wertung und Erhaltung jener Güter bei den nichtchristlichen Völkern Ernst zu machen.

Berlin Johannes Witte

Zur Neugestaltung des Unehelichenrechtes

Im Reichsjustizministerium ist ein Entwurf über die Neugestaltung des Rechtes der Unehelichen fertiggestellt und durch Veröffentlichung im Reichsarbeitsblatt 1925 Nr. 37 S. 455 ff. der öffentlichen Besprechung noch vor der parlamentarischen Verhandlung zugänglich gemacht worden *). Die Möglichkeit dieser frühen öffentlichen Erörterung des Gesetzentwurfes und der in ihm beschlossenen Probleme ist um so dankbarer zu begrüßen, als gegen ihn eine Anzahl schwerwiegender Einwendungen zu erheben sind, die seine gründliche Umarbeitung als dringend wünschenswert erscheinen lassen.

1

Eine grundlegende Änderung der bisherigen Rechtsstellung der Unehelichen bedeutet der neue Entwurf vor allem in vierfacher Beziehung:

a) Dem Kinde kann der Name des Vaters beigelegt werden, während es bisher den Namen der Mutter führte, bzw. den Namen, den die Mutter vor ihrer Verehelichung geführt hat. Das Personensorgerecht, das bisher der unehelichen Mutter zustand, kann dem Vater übertragen werden. Dem Vater oder der Mutter kann die volle elterliche Gewalt (d. h. Sorge für die Person, Sorge für das Vermögen des Kindes und rechtliche Vertretungsbefugnis) übertragen werden, während bisher neben der unehelichen Mutter stets ein Vormund als gesetzlicher Vertreter und zur Sorge für das Vermögen des Kindes zu bestellen war.

b) Es werden unterschieden uneheliche Kinder, die einen „Vater" haben, sei es durch freiwillige Anerkennung, sei es durch gerichtliche Feststellung, und solche unehelichen Kinder, für die nur ein oder auch mehrere „unterhaltspflichtige Männer" vorhanden sind. Diese „unterhaltspflichtigen Männer" haben geringere Rechte und Pflichten als ein „Vater".

c) Während bisher der Anspruch des Kindes auf Unterhalt als feste, sich nach dem Stande der Mutter richtende Rente geregelt war, deren Höhe sich nach ortsüblichen Festsetzungen richtete, soll dies in Zukunft anders sein. Eine von Anfang an bestehende oder später eintretende höhere oder geringere finanzielle Leistungsfähigkeit des Vaters führt zu einer Erhöhung oder Herabsetzung der Unterhaltsleistung für das Kind.

d) Über alle Unterhaltsansprüche des Kindes gegen seinen Erzeuger, gegen die Mutter, die beiderseitigen Großeltern und gegen die Erben der zunächst Verpflichteten wird unter Ausschluß des ordentlichen Rechtsweges vom Vormundschaftsgericht entschieden.

Prüfen wir nunmehr diese grundsätzlichen Neuerungen des Entwurfes auf ihre Bedeutung für das Wohl und den Schutz des unehelichen Kindes.

2

Die Absicht des Entwurfes ist zweifellos eine stärkere Angleichung der rechtlichen Stellung des unehelichen Kindes an die des ehelichen. Darum soll dem Kinde der Name des Vaters beigelegt und diesem überhaupt ein Anrecht auf das Kind zugestanden werden. Ferner wird eine ganz neue Art der elterlichen Gewalt und die Möglichkeit ihrer Übertragung auf den Vater oder die Mutter geschaffen.

Nach bisherigem Recht gab es für den Vater, der sich für sein Kind verantwortlich fühlte und den Zusammenhang mit ihm aufrecht erhalten wollte, drei Wege, um Einfluß auf das Kind und die Gestaltung seines Lebens zu erhalten:

a) Er konnte das Kind für ehelich erklären lassen. Das hierbei einzuschlagende Verfahren ist etwas umständlich und hat vor allem den Nachteil, daß die Ehelichkeitserklärung Gnadensache ist, also ohne Angabe von Gründen versagt werden kann.

b) Er konnte das Kind adoptieren und so das volle Verfügungsrecht über das Kind erhalten.

In beiden Fällen erhielt auch nach bisherigem Rechte das Kind den Namen seines Vaters und ging ganz in dessen Familie ein.

c) Der uneheliche Vater konnte zum Vormund des Kindes bestellt werden. In diesem Falle blieb aber immer eine gewisse Oberaufsicht des Jugendamtes bestehen, so daß jederzeit ein schneller Eingriff möglich war, wenn das Wohl oder die Erziehung des Kindes irgendwie gefährdet wurde.

Die im Entwurf geschaffene neue Form der elterlichen Gewalt gibt jedoch dem unehelichen Vater die Möglichkeit, einen Teil der Elternpflichten und Elternrechte zu übernehmen und sich und das Kind dafür der Aufsicht des Jugendamtes völlig zu entziehen. Die beratende und schützende fürsorgerische Betreuung durch das Jugendamt wird beseitigt, ohne daß das Kind als Ersatz dafür in den Schutz und den Frieden eines wirklichen Familienlebens eintritt.

Wer sich in seinen Erwägungen von dem Gedanken eines wirksamen Unehelichenschutzes und nicht von unpraktischen, wenn auch noch so gut gemeinten Ideen einer Angleichung der Rechtsstellung des unehelichen Kindes an die des ehelichen leiten läßt, der wird in dem Reichsjugendwohlfahrtsgesetz (RJWG) und den von ihm geschaffenen Jugendämtern eine größere Wohltat für die unehelichen Kinder sehen als in der im neuen Entwurfe vorgesehenen elterlichen Gewalt des Vaters. Es ist ein grundsätzlicher Fehler des Entwurfes, daß er die ganze neuere Entwicklung des Unehelichenschutzes, wie sie im RJWG mit der gesetzlichen Amtsvormundschaft für alle Unehelichen ihren vorläufigen Abschluß gefunden hat, außer Acht läßt und seiner ganzen Haltung nach in eine Zeit zurückweist, die nach dem Inkrafttreten des RJWG eigentlich für immer der Vergangenheit angehören sollte. Und auch wenn man zugibt, daß der Gedanke einer Erziehung der unehelichen Väter zu größerer Verantwortlichkeit durch Verleihung größerer Rechte den Entwurf geleitet haben mag — gewiß ein hoch nötiges, schönes und erstrebenswertes Ziel, gegen das leider in anderer Beziehung im Entwurf gröblich verstoßen wird, wie noch zu zeigen — so darf das doch nicht dazu führen, dem unehelichen Kinde den guten und wirksamen Schutz zu rauben, den das RJWG mit der Amtsvormundschaft des Jugendamtes ihm gegeben hat. Man wird es überhaupt für eine Illusion halten müssen, vor der aus der Praxis heraus nicht genug gewarnt werden kann, daß die unehelichen Väter sich für ihre Kinder verantwortlich fühlen und für sie besser sorgen werden, wenn sie mehr Rechte an das Kind haben.

Besonders zu beachten ist aber noch folgender Umstand. Normaler Weise wächst das eheliche Kind in einem geordneten Familienleben auf. Es steht in täglicher enger Beziehung zu Mutter und Vater. Beim unehelichen Kinde jedoch ist dies — von der Ausnahme der Kinder aus wilden Ehen abgesehen — nicht der Fall. Bei ihnen fehlt der familienhafte Zusammenhang mit beiden Elternteilen. Dann aber ist es — aller Ideologie zum Trotz — nicht

*) Auch ist die „Reichsdrucksache Nr. 108" wie alle diese parlamentarischen Aktenstücke durch Carl Heymanns Verlag, Berlin W 8, Mauerstraße 44 zu erlangen. D H

möglich, die rechtliche Stellung des unehelichen Kindes der des ehelichen völlig anzugleichen. Wenn dies noch versucht wird, wie im vorliegenden Entwurfe, so nähert sich die Rechtsstellung des unehelichen Kindes der eines Kindes aus geschiedener Ehe. Wer ein wenig die tatsächlichen Verhältnisse kennt, wird dies für kein Glück halten. Kinder aus geschiedenen Ehen werden zwischen Vater und Mutter hin- und hergerissen, so daß darunter nicht nur ihre Erziehung, sondern ihre ganze seelische Entwicklung leidet. Vormundschaftsgerichtliche Eingriffe zur Sicherung der Erziehung und zur Fernhaltung nachteiliger, seelisch störender Einflüsse sind schwierig, weil der Richter nicht lediglich das Wohl und das Interesse des Kindes beachten kann, sondern auf die Rechte der beiden geschiedenen Eltern an dem Kinde Rücksicht nehmen muß. In den fast elf Jahren meiner Tätigkeit als Leiter unseres Evangelischen Jugendamtes habe ich häufig als Pfleger für Kinder aus geschiedenen Ehen zwischen den Eltern und ihren beiderseitigen Ansprüchen auf die Kinder und zwischen Eltern und Kindern vermitteln müssen. Wie jeder Praktiker weiß ich darum, wie die Bestimmungen des BGB über die rechtliche Stellung der Kinder aus geschiedenen Ehen diesen Kindern das Leben verbittert, ihre ruhige Erziehung gehindert und nicht selten ihr Leben durch das Hin- und Hergerissenwerden zwischen Vater und Mutter fast zerstört haben. Darum muß ich es für verderblich, ja eigentlich für unverantwortlich halten, wenn wir die unehelichen Kinder mit dem neuen Entwurf in eine ähnliche Lage bringen wie die Kinder aus geschiedenen Ehen. Eine Erweiterung der Rechte des Vaters in der vorgeschlagenen Weise ist durchaus abzulehnen. Es wird vielmehr die Aufgabe der Zukunft sein, den im RJWG eingeschlagenen Weg weiter zu gehen und für die Gestaltung des Unehelichenrechtes durchaus den Gedanken des Schutzes und des Wohles des unehelichen Kindes in den Vordergrund zu stellen, aber nicht dem Traumbilde einer Angleichung der Rechtsstellung des unehelichen Kindes an die des ehelichen nachzujagen.

Unter dem Gesichtspunkte des Kindeswohles ist dann eine Umgestaltung der bisherigen Bestimmungen über die Ehelichkeitserklärung des Kindes durch den Vater zu fordern. Einwandfrei ist die Sachlage, wenn das Kind durch die nachfolgende Ehe der Eltern legitimiert wird. Hat aber der Erzeuger die Kindesmutter nicht geheiratet und will trotzdem das Kind für ehelich erklären und in seiner Familie aufwachsen lassen, so war bisher die Genehmigung der Ehelichkeitserklärung Gnadensache. Das scheint mir eine veraltete, für das heutige Gefühl und Rechtsempfinden unerträgliche Regelung zu sein. Hier müßte ein Rechtsanspruch des Vaters auf die Ehelichkeitserklärung seines Kindes geschaffen werden, soweit dessen Wohl und Interesse ihr nicht hindernd im Wege steht.

3

Starke Bedenken sind ferner dagegen zu erheben, daß der Gesetzentwurf zwei Arten unehelicher Kinder unterscheidet, solche mit „Vätern" und solche, für die nur „zahlungspflichtige Männer" ermittelt sind.

Nach bisherigem Rechte konnte der beklagte, mutmaßliche Vater gegen die Behauptung seiner Vaterschaft drei Einwendungen erheben:

a) Er habe mit der Mutter während der Empfängniszeit nicht geschlechtlich verkehrt.

b) Es sei offenbar unmöglich, daß das Kind von ihm erzeugt sei.

c) Es hätten außer ihm während der Empfängniszeit noch andere Männer mit der Kindesmutter geschlechtlich verkehrt.

Der neue Gesetzentwurf beseitigt nun den Einwand des Mehrverkehrs der Kindesmutter. Jeder, der während der Empfängniszeit mit ihr geschlechtlich verkehrt hat, soll als „zahlungspflichtiger Mann" zum Unterhalt des Kindes herangezogen werden, aber zu einem geringeren Satze, als wenn er als „Vater" festgestellt wäre.

Auf den ersten Blick scheint hier der Entwurf gegen das bisherige Recht eine Verbesserung zu bedeuten. Aber es scheint nur so. Die Erfahrung zeigt nämlich, daß dort, wo seit längerem eine Amtsvormundschaft (früher Berufsvormundschaft) besteht, in etwa 50% aller Fälle der uneheliche Vater freiwillig die Vaterschaft anerkennt. Von den verbleibenden 50% ist in etwa 20% der Fälle ein Vater infolge des zügellosen Lebenswandels der Mutter überhaupt nicht festzustellen. Eine Klage wird daher auch nicht erhoben. Von den restlichen 30% der Väter lassen sich weitaus die meisten trotz etwaiger Zweifel an ihrer Vaterschaft schon im ersten Termin durch Anerkenntnis- oder Versäumnisurteil verurteilen, weil sie den Mehrverkehr der Mutter nicht sicher beweisen können. Lediglich in etwa 4% aller Fälle gelang es bisher den Beklagten, sich durch Nachweis des Mehrverkehrs der Mutter der Feststellung ihrer Vaterschaft und damit der Zahlungspflicht zu entziehen. Lediglich für diesen ganz geringen Bruchteil der unehelichen Kinder wäre es nach dem Entwurf möglich, wenn auch nicht zu einem „Vater", so doch zu einem „zahlungspflichtigen Manne" zu kommen.

Aber zugleich wird eine große Zahl unehelicher Kinder erheblich schlechter als früher gestellt. Nach dem Entwurf braucht der beklagte vermutliche Vater den Beweis des Mehrverkehrs der Kindesmutter nicht mehr zu erbringen. Es genügt, wenn er starke Zweifel an seiner Vaterschaft äußert und begründet, um sich der Feststellung seiner Vaterschaft zu entziehen. Wer Klagen auf Feststellung der Vaterschaft aus der Praxis kennt, weiß, wie schwer es ist, einen Mehrverkehr der Kindesmutter sicher zu beweisen, aber wie verhältnismäßig leicht, auch den Richter zu der Auffassung zu führen, „daß den Umständen nach erhebliche Zweifel in die Vaterschaft begründet sind". Wenn auch der Beklagte dann dem Kinde als „zahlungspflichtiger Mann" haftet, so sind seine Verpflichtungen doch wesentlich geringer, als wenn er als „Vater" unterhaltspflichtig wäre. Es ist keinem Praktiker auch nur im Geringsten zweifelhaft, daß die Erzeuger von der hier gebotenen Möglichkeit mit großer Geschicklichkeit Gebrauch machen werden, durch „begründete Zweifel" sich um die Feststellung ihrer Vaterschaft zu drücken und nur den geringen Unterhaltssatz eines „zahlungspflichtigen Mannes" zu zahlen.

Die „zahlungspflichtigen Männer" können naturgemäß noch die beiden oben unter a) und b) genannten Einwendungen erheben. Man wird mit der Annahme nicht fehl gehen, daß davon in Zukunft stark Gebrauch gemacht werden wird. Besonders gefährlich ist der Einwand, daß zwischen dem Beklagten und der Kindesmutter während der Empfängniszeit kein Geschlechtsverkehr stattgefunden habe, weil das Kind beweispflichtig ist. Dieses kann aber in den meisten Fällen der Natur der Sache nach seinen Anspruch nur auf das Zeugnis der Mutter stützen, so daß es im Prozeß darauf ankommt, wem der Richter mehr Glauben schenkt, der Mutter oder dem Beklagten. Es ist also wahrscheinlich, daß die Abschaffung der Einrede des Mehrverkehrs der Kindesmutter nicht einmal den bisher davon betroffenen 4% der unehelichen Kinder eine Besserstellung bringen, sondern nur im ganzen schädigend wirken wird.

Geradezu unmögliche Zustände entstehen bei der Inanspruchname mehrerer „zahlungspflichtiger Männer". Man kann in solchen Fällen geradezu von „Kindern auf Aktien" reden. Diese freilich zugespitzte Bezeichnung zeigt deutlich, wie unmöglich die im neuen Gesetzentwurfe getroffene Reglung für unser Gefühl ist oder wenigstens sein sollte. Es ist schon schlimm, wenn die Kindesmutter zu mehreren Männern in Beziehung gestanden hat, aber es ist unsittlich, nun das Kind zu diesen Männern in irgendeine Beziehung zu bringen. Ein Kind ist keine Sache, für deren Unterhalt man eine Vielheit von Personen, die einander nichts angehen und weder mit dem Kinde noch mit dessen Mutter in einem sippenhaften Zusammenhange stehen, sorgen lassen kann. Ist kein Vater zu ermitteln oder kann der Vater seiner Unterhaltspflicht nicht nachkommen, so muß diese der Volksgemeinschaft auferlegt werden, aber nicht einer G. m. b. H., genannt „zahlungspflichtige Männer". Hier läßt meines Erachtens der Gesetzentwurf die nötige sittliche Verantwortung für das Wohl und die Zukunft des unehelichen Kindes vermissen.

Nur kurz sei darauf hingewiesen, daß den Vätern ein fast unbeschränktes Recht auf Anfechtung und Wiederaufnahme zugestanden ist. Die hier getroffenen Bestimmungen sind durchaus zu verwerfen, da sie dauernde Unruhe und Störung in die Verhältnisse des Kindes zu bringen drohen. Das Recht auf Anfechtung der Vaterschaft müßte an eine feste Frist von höchstens drei Jahren nach Anerkennung oder Feststellung der Vaterschaft gebunden sein.

Vorgesehen ist auch eine Heranziehung der Eltern des Erzeugers für den Unterhalt des unehelichen Kindes. Aber diese Bestimmungen werden für die Praxis kaum sehr viel Wert haben, darum soll auf sie nicht näher eingegangen werden.

Hatte vorhin die Theorie einer Angleichung der Rechtsstellung der unehelichen Kinder an die der ehelichen zu falschen, für das Kindeswohl verderblichen Folgerungen geführt, so gewinnt man hier den Eindruck, daß der Gesetzentwurf einen gewissen „Männerstandpunkt", wenn auch vielleicht unbeabsichtigt, betont, die Flucht vor der Verantwortung begünstigt und das Wohl und das Interesse des Kindes nicht genügend berücksichtigt.

4

Hinsichtlich der Unterhaltspflicht bringt der Gesetzentwurf drei Verbesserungen, deren Auswirkungen aber doch fraglich sind:

a) Neben dem Stande der Mutter sind für die Höhe des zu gewährenden Unterhaltes auch die Vermögens- und Erwerbsverhältnisse des Vaters mit in Betracht zu ziehen.

Diese Bestimmung kann in einzelnen Fällen zu erhöhten Unterhaltszahlungen führen. Aber der Vater kann nicht weniger als sieben Einwendungen erheben, um eine Ermäßigung der bisher geltenden Unterhaltssätze zu erreichen. Nicht wenige Väter werden hier ein großes Studienfeld finden und bald genau wissen und Anderen erzählen, wie man nicht nur eine Ermäßigung der Unterhaltssätze erlangt, sondern sogar ganz frei kommt. Die Folge wird sein, daß die unehelichen Kinder, die bisher einen auf eine bestimmte Summe lautenden vollstreckbaren Schuldtitel erlangen konnten, in Zukunft weniger bekommen und zum Teil der öffentlichen Wohlfahrtspflege zur Last fallen.

Besonders bedenklich ist, daß der Entwurf dem Kinde für die Vergangenheit nur dann eine Forderung einräumt, wenn der Verpflichtete in Verzug geraten ist oder das Kind einen Antrag auf Festsetzung des Unterhaltes gestellt hat. Diese Bestimmung ist wörtlich aus § 1613 BGB übernommen, wo es sich aber um Ansprüche ehelicher Kinder handelt. Um so deutlicher wird hier die Unmöglichkeit einer rechtlichen Gleichstellung zwischen ehelichen und unehelichen Kindern. Der eheliche Vater ist bekannt, er kann also sofort herangezogen werden, wenn er seine Unterhaltspflicht verletzt. Der uneheliche Vater dagegen ist oft erst festgestellt, wenn das Kind bereits mehrere Jahre alt ist. Dann kann erst die Unterhaltsklage gegen ihn erhoben werden. Der Unterhaltsanspruch für die Vergangenheit geht dem Kinde für die Jahre, die es von den Fürsorgeverbänden erhalten worden ist, verloren.

b) Unter ziemlich einschränkenden Bestimmungen kann die Unterhaltspflicht des natürlichen Vaters über das 16. Lebensjahr des Kindes hinaus ausgedehnt werden, wenn er der Berufswahl des Kindes zugestimmt oder das Vormundschaftsgericht seine Zustimmung ersetzt hat.

Es mag fraglich erscheinen, ob es wohlgetan ist, dem Vater die Kosten einer Berufsausbildung des unehelichen Kindes aufzuerlegen, zu der das Vormundschaftsgericht an seiner Statt die Zustimmung gegeben hat. Es kann dadurch leicht eine Verbitterung der Väter geschaffen werden, die für die Kinder nachteilige Folgen hat.

Ist die Berufsausbildung des Kindes an die Zustimmung des Vaters gebunden, so ist zu befürchten, daß dieser in vielen Fällen seine Einwilligung versagen wird, um sich der Unterhaltspflicht über das 16. Lebensjahr hinaus zu entziehen. Die Folge wird eine starke Zuwendung der unehelichen Kinder zu den ungelernten Berufen sein, was vom fürsorgerischen Standpunkte aus nicht wünschenswert, sondern durchaus zu bekämpfen ist.

Im Interesse einer wirksamen Fürsorge für die Unehelichen ist daher die gesetzliche Ausdehnung der Unterhaltspflicht bis zur Vollendung des 18. Lebensjahres zu fordern. Ohne besondere Zustimmung des Vaters könnten dann alle unehelichen Kinder eine berufliche Ausbildung erhalten, soweit sie dazu körperlich und geistig fähig sind. Es kann kaum bestritten werden, daß unter den heutigen Verhältnissen die Erziehung erst mit der beruflichen Ausbildung abgeschlossen ist. Dann aber ist die gesetzliche Heraufsetzung der Unterhaltspflicht bis zum vollendeten 18. Jahre eine unabweisliche Forderung.

c) Erhebliche Krankheitskosten des Kindes können dem Vater neben den laufenden Unterhaltskosten auferlegt werden.

Diese Bestimmung ist zu begrüßen, auch wenn man ihre praktische Durchführbarkeit bezweifelt, weil nach Lage der Verhältnisse die Väter selten in der Lage sind mehr als die bisherigen Unterhaltssätze zu zahlen.

Für die „zahlungspflichtigen Männer" bestehen diese weitergehenden Unterhaltsverpflichtungen nicht.

5

Bezüglich des Unterhaltsanspruches nach dem Tode des natürlichen Vaters bringt der Gesetzentwurf keine wesentliche Besserstellung des unehelichen Kindes gegenüber dem bisherigen Rechtsstande. Bei der Formulierung der hierher gehörigen Bestimmungen des Entwurfes hat man den Eindruck, daß das, was auf der einen Seite dem unehelichen Kinde gegeben wird, auf der anderen Seite durch allerhand einschränkende Bestimmungen wieder illusorisch gemacht wird. Eine nicht erfüllte Forderung ist, daß dem unehelichen Kinde auf den Nachlaß des Vaters ein Pflichtteilsanspruch klar und deutlich festgelegt wird, zum mindesten in den Fällen, in denen der Vater weder von einer Ehefrau noch von ehelichen Kindern beerbt wird.

6

Schwerlich wird als Verbesserung der Rechtsstellung der Unehelichen betrachtet werden können, daß über Unterhaltsansprüche aller Art das Vormundschaftsgericht unter Ausschluß des ordentlichen Rechtsweges entscheiden soll.

Es fehlen im Gesetz selber Bestimmungen, die das Verfahren im Einzelnen regeln, namentlich auch über die Rechtsmittel, so daß hier vielleicht kein ganz klares Bild bisher zu gewinnen ist. Wünschenswert bleibt zum mindesten, daß zur Entwicklung einer einheitlichen Rechtsprechung auch die weitere Beschwerde an das Oberlandesgericht zugelassen wird. Es muß dies um so mehr gefordert werden, als nach dem Gesetzentwurf die bisherigen in der Vaterschafts- und Unterhaltsfrage geltenden einfachen Rechtsgrundsätze unendlich kompliziert und schwierig geworden sind.

Es wird zu befürchten sein, daß in den meisten Fällen viel mehr Zeit als früher bis zum Erlangen eines klaren, vollstreckbaren Schuldtitels gegen den Vater verstreichen wird. Daher wird als wünschenswert zu bezeichnen sein, daß den Jugendämtern in Fortführung von § 43 RJWG erweiterte Befugnisse zur Beurkundung und Beglaubigung erteilt werden, so daß die Jugendämter dann auch in die Lage versetzt werden, Urkunden über die Unterhaltsverpflichtungen in vollstreckbarer Form aufzunehmen.

Auch die Frage wird aufgeworfen werden müssen, ob die allmählich immer klarer herausgebildete Eigenart des Vormundschaftsgerichts als Erziehungsbehörde nicht gefährdet wird, wenn ihm prozessuale Reglung der Unterhaltsansprüche auferlegt wird. Die Vormundschaftsrichter, die ohnehin bereits mit Recht darüber klagen, daß sie der erziehlichen Seite der einzelnen von ihnen bearbeiteten Fälle infolge Überlastung nicht genügend nachgehen können, werden über diese Neuregelung nicht besonders erfreut sein, weil sie dadurch ihrer eigentlichen Aufgabe noch mehr entzogen werden.

Aufs Ganze gesehen wird leider geurteilt werden müssen, daß der Entwurf über das neue Unehelichenrecht keinen wirklichen Fortschritt bedeutet, sondern in mancher Beziehung einen direkten Rückschritt hinter das RJWG. Es ist darum zu wünschen, daß der Entwurf in der vorliegenden Form nicht Gesetzeskraft erlangt, sondern sehr gründliche Umarbeitungen erfährt, wenn es nicht zu einer Verschlechterung der Rechtslage der unehelichen Kinder in fast jeder Beziehung kommen soll.

Breslau Ulrich Altmann

Walter Flex

Gesammelte Werke. C. H. Beck, München. Zwei Bände. Gebunden 16 M. [1])

1. Einheit von Leben und Kunst 2. Die dichterische Bedeutung dieser Einheit 3. Der Krieg

1. Einheit von Leben und Kunst

Walter Flex gehört zu den seltenen Künstlern, denen die „Einheit von Kunst und Leben" geglückt ist. Überblickt man die künstlerische Entwicklung der letzten dreißig bis vierzig Jahre, so sieht man, wie die Einen ganz bewußt an der Säuberung der Kunst von den Übergriffen einer persönlichen Lebensgestaltung arbeiten und die Kunst zu einem Tummelplatz artistischen Vermögens und heiteren Spiels machen; die Andern aber, die die künstlich gezogenen Wände dieser impressionistischen l'art pour l'art-Haltung einzustoßen wagen, sehen sich einem Ungeheuer „Leben" gegenüber, das in seiner Seltsamkeit, die zugleich fragwürdig ist und in jeglichem Belang fordert, nicht zum mindesten im sittlichen, ihrer Kräfte spottet und sie zur Resignation und Verzweiflung drängt, wenn nicht gar zur Reue. Es ist das Schicksal, welches sich in den letzten zehn bis zwanzig Jahren an uns erfüllt hat. Und wenn auch hier und da einer ausharrt und durchhält, so ist auch das oft nichts anderes als ein ὡς διὰ πυρὸς σωθῆναι [2]) oder, wie es R. M. Rilke ausdrückt: „Wer spricht von Siegen? Überstehn ist alles."

Weil Flex diese Verbindung geglückt ist, — er spricht einmal von der „beglückenden Gewißheit von der Einheit der Idee meiner Kunst und meines Lebens" — hat er sich tief in die Seelen der Deutschen hineingelesen, ist er Freund und Seelsorger der deutschen Jugend geworden.

[1]) Zwei stattliche Bände, die neben den im Beckverlag erschienenen Arbeiten Flexens auch seinen Nachlaß enthalten. Leider fehlen die in andern Verlagen veröffentlichten Sachen. Der Druck dieser Ausgabe ist nicht gerade vorbildlich, so ist das Papier an verschiedenen Stellen durchgedruckt. — Zugleich sei auf die W. Flex-Gedächtnisstiftung e. V. hingewiesen: In der Wartburgheimat des Dichters soll eine Flex-Weihestätte errichtet und sein Grab auf der Insel Ösel, wo er fiel, in Stand gehalten werden. Oberbürgermeister Dr. Janson, Eisenach; Pfarrer Dr. Klatt, Berlin NW 40, Lehrterstraße 4; Frau Fine Hüls, Berlin W 15, Pariserstraße 54.

[2]) So doch wie durchs Feuer gerettet werden.

Nicht nur, als er noch lebte und uns Jungen Kraft entzündete und Sehnsucht wachrief mit seinem „Wanderer zwischen beiden Welten", der zu uns redete in stillen Dämmerstunden ebenso wie im Übermut jugendlichen Überschwangs, — nein auch heute noch, da sich zum achten Male der Tag seines Heldentodes jährte, hat er diese Ehrenstelle inne.

Wie stellt sich nun für den Dichter jene Einheit dar? Sie ward ihm frühe Frucht eines intensiven Studiums der Literatur, der antiken Tragödien, Schillers und Hebbels. Noch nicht achtzehnjährig, entdeckte er das Mittel, das sein Leben und seine Kunst später auf einen Generalnenner bringen sollte, nämlich die Beziehungen zwischen Individuum und Gemeinschaft im Sinn eines positiven Austausches:

Eine schlaflose Nacht, quälend und zermarternd, hat mich zu der Erkenntnis geführt — an Hebbels Hand, der mir den Schlaf verscheuchte — daß die poetische Gestaltung eines singulären Falles nicht das höchste Erfassen der Kunst bedeutet, wenn man ihn nicht in Beziehung zum Universum setzt. ... Die Alten stellten das Individuum gegen das Schicksal, unsere klassische Periode stellte es gegen die sittliche Weltordnung, Hebbel stellte es gegen die Gesamtheit.... Aus meinem „Demetrius", der vor Tagen noch nichts als eine dramatisierte Anekdote zu werden versprach, ist über Nacht etwas Anderes geworden. Daß das Leben des Individuums nur dann einen Inhalt hat, wenn es ein Rad im Getriebe des Ganzen ist, soll er predigen.

Und als Dreiundzwanzigjähriger schreibt er in seiner Dissertation:

So ist für Schiller das sittliche Gleichgewicht, für Hebbel das freie Entfalten starker Eigenpersönlichkeit die Lebensbedingung des tragischen Charakters. Einen Schritt über Hebbel hinaus würde es bedeuten, die Gesellschaft selbst zur Lebensbedingung des Individuums zu erheben. ... Hebbels Einseitigkeit beruhte darin, daß er Individuum und Gesellschaft ausschließlich unter dem Gesichtswinkel des feindlichen Gegensatzes sah. Die Gesellschaft aber ist das Band zwischen Individuum und Individuum, sie ist das Medium zwischen Gegenwart und Zukunft. So erscheint der „Dualismus", in dem uns Hebbel die Ursache der unheilbaren Weltkrankheit zu sehen gelehrt hat, gerade als erhaltendes Prinzip.

Die Tragik erwächst für ihn also dort, wo der Mensch sich aus den Beziehungen zur Gesellschaft, d. h. Volk, Gilde, Vaterland, freiwillig löst oder gelöst wird und wo die schöpferische Kraft des Individuums, bis dahin in das Meer des Du eingemündet, nunmehr ins Freie ausläuft. Um ein Bild von Flex zu gebrauchen: Wenn die Weltmaschinerie irgendwo gestört ist, so läuft zwar das Rädchen des Individuums weiter, aber es ist ein zweckloses Weiterfurren, ein Leerlauf.

2. Die dichterische Bedeutung dieser Einheit

Suchen wir zuerst die dichterische Bedeutung dieses Zusammenhangs zu umreißen, wie sie sich Flex darstellte in seinem dramatischen Schaffen. Sein erstes Werk, der „Demetrius", kann hier ausfallen, da es sich nur wenig über die epigonenhaften Bearbeitungen des Schillerschen Torsos erhebt. Sein „Lothar" ist schon reiner in Idee und Durchführung. Lothar, tatkräftiger Enkel Karls des Großen und Sohn des schwachen Ludwig des Frommen, protestiert leidenschaftlich gegen die Erbteilung des Riesenreiches unter die drei Söhne Ludwig den Deutschen, Pippin und sich selbst; er will das Reich ungeteilt und stark *in einer* Hand, in seiner, gerät in Konflikt mit dem sterbenskranken alten Vater, muß alle seine Gefühle unterdrücken, denn hier gilt nicht Vater und Sohn, sondern das Reich, zieht das Schwert und — unterliegt. Seine Tragik ist, daß er sich aus der Gesellschaft herausstellen muß, gegen Brüder und Mutter zieht, während er den Vater auf dessen Sterbebett nur gezwungen zu Willen ist, und daß er unterliegt, da er *gegen* die Gesellschaft kämpft. Am reinsten aber verkörpert die Kanzlertragödie „Klaus von Bismarck" den tragischen Riß. Klaus, Aldermann der ritterlichen Gilde zu Stendal zur Zeit Karls des Vierten im vierzehnten Jahrhundert, versagt sich seiner Gilde im Kampf gegen die aufkommende Zunft der Handwerker, um dem Wittelsbacher, mittellosen Herrn der Mark Brandenburg, zu helfen, Ruhe und Ordnung zu schaffen. Aber weil er sich aus Gilde und Familie herausstellen muß, findet er auf die Dauer nicht den Gegenstand, der seinem Ethos entspricht, die Arbeit bleibt umsonst, er wird enttäuscht, und sein Leben verströmt ebenso nutzlos wie das Lothars [3]).

Neben den Dramen stehen die „Novellen und Skizzen" und die „Gedichte und Geschichten vom Dreißigjährigen Krieg", zusammengefaßt unter dem Titel „Wallensteins Antlitz". Was schon an seinen Dramen auffiel, war die Tragik des gemeinschaftsentwurzelten Individuums oder — da die Gemeinschaft für ihn die unerläßliche Lebensbedingung des Individuums ist —, war die Rückführung und Vereinfachung des menschlichen Tuns auf die letzten Fragen nach Leben und Tod, Sein und Nichtsein. Denn Flex stößt seine Gestalten mit sicherer Hand auf den höchsten Rand ihrer Existenz, und er läßt sie nicht wieder zurückgleiten, sondern zwingt sie zum Wagnis des Sprunges, der auf das ruhige Eiland, aber ebenso gut auch in den Abgrund des Todes führen kann. Recht bezeichnend dafür ist jene kleine Erzählung von den beiden zum Tode Verurteilten. Knapp vor ihrem Ende winkt Einem von ihnen die Befreiung, sie sollen würfeln, Wem. Und sie würfeln, den Einen trifft's, den Andern läßt's los. So wie hier die Frage nach Leben und Tod in dichteste Nähe gerückt und der Mensch in seiner empfindlichsten Stelle gepackt ist, führt es Flex durch alle seine Geschichten durch. Rache, Vergeltung, Hingabe, Todesangst zum Irrsinn hin, brennendste Lebenslust sind seine Stoffe. Rache des, der nicht leben kann, ohne den Andern zu töten, Hingabe u. s. f., sie alle sind der Exponent jener Seinsanschauung, die, in die dichteste Enge gedrängt, nach einem gewaltsamen Durchbruch verlangt und um Leben und Tod spielt. Flex ist großartiger und genialer, als es im Blick auf seine Kriegsdichtung scheint. Mag auch Manches jugendlicher Überschwang sein, der am Letzten hängt, ohne doch das Vorletzte durchschritten zu haben, mag hier und da die persönliche Bewährung ihren sichernden Schutz verweigern, — im Ganzen ist seine dichterische Welt doch so sicher und zwingend gestaltet, daß ein Zweifel an dem Ethos des Erzählers kaum möglich ist. Dies ist um so auffallender, als schon der Siebzehnjährige das tragische Prinzip entdeckt hat, dem er Zeit seines Lebens treu blieb. Wie leicht hätte ihn die fortdauernde Todesmelodie seiner Dichtung abstumpfen und unehrlich machen können! Daß dies nicht geschah, daß der Dichter mit ungeminderter, ja fast noch gesteigerter Kraft mit dem Tode rang und ihn in seiner Zwiespältigkeit als Feind des Lebens wie als Erlöser und Läuterer höhenwärts darstellte, bis zum Einsatz seiner eigenen Person, zwingt uns zur Aufmerksamkeit. Er hat ihn jedenfalls in seiner grundlegenden und elementaren Bedeutung für das menschliche Sein erkannt, ist jeder voreiligen Verbrämung entwichen und gibt uns erst einmal seine Frage auf [4]).

Und doch weiß er um eine Antwort, die in seiner Kriegsdichtung wie eine Fanfare klingt, während man in seinen andern Dichtungen ihren nur vorsichtigen Klang wie eine tiefe und summende Glocke irgendwoher über Wald und Wiesengrund vernimmt.

Was in seinen Novellen und „Wallensteins Antlitz" auffällt, ist der *Rahmencharakter* der Geschichten. Er erzählt nur selten direkt, sondern schafft erst eine Bühne, deren Begebnissen wir als Dritte zusehen. Man kommt

[3]) Auch Flexens Novellen und Geschichten leben in diesem Relationszusammenhang; meist ist in ihnen erschütternd die fruchtbare Beziehung von Individuum und Gemeinschaft behandelt, die aber, sobald sie gelöst wird, furchtbar wird.

[4]) Ebenso, wie Flex auch dem „Heldentod" gegenüber skeptisch war und in der Hingabe Vieler nichts Anderes als Abenteuerlust sah.

sich vor wie ein seltsam Beteiligt-Unbeteiligter, der unbemerkt grause Dinge vernimmt, dann wieder so leis wie er gekommen fortschleicht, indes in ihm die Freude, daß er nicht direkt angeredet sei, mit der Furchtbarkeit der Geschichte streiten und ihn in-ein von Wilhelm Raabe[5]) her bekanntes Zwielicht eintauchen. Die Einrahmung der Geschichte — sei es daß sie als Chronik erzählt wird oder als eine gerade eben an den Rand des Bewußtseins auftauchende Erinnerung oder auch in anderer Form — ist viel mehr als ein technischer Kunstgriff. Sie weist auf eine eigentümliche Seinsanschauung zurück. Nicht etwa daß in ihr der Mensch ein anonymes Publikum darstellt, dem es um volle Bezahlung, d. h. um ganzen Einsatz ihrer Person nicht ernst ist, oder daß hier ein Philister die Dinge in angemessenem Abstand betrachtet, sich erzählen läßt in jenem eigentümlichen Gemisch von Lust und Angst gerade bei kritischen Wendungen, zu denen sich das kindliche Gemüt hingezogen fühlt, um aber angesichts der Gefahr den Erzähler zur Eile über diese Klippe hinweg anzutreiben, — sondern daß hier eine Seinsanschauung vorliegt, die das Sein in einer qualifizierten Weise für ernst, bitterernst nimmt, aber doch von irgendwoher den Anspruch erhebt, über dieses so zweifelhafte Sein einen seltsamen Lichtschimmer zu werfen. Denn trotz erregender Ereignisse, die noch dazu fragwürdig sein können, ist der Leser durch die Rahmung gesichert, die ihn nicht mit dem Eingerahmten auf Gedeih und Verderben verbindet, sondern ihn *darüber* stellt. Irgendwo schwebt eine Versöhnung, und mag sie noch so schleierzart und unfaßbar erscheinen. Wo sie aber herkommt, läßt sich ebenso schwer sagen wie etwa, woher auf Rembrandts „Nachtwache" das Lichtmädchen kommt, über welches sich die Abkonterfeiten so sehr ärgerten, da sie trotz ihres Porträtgeldes im Dunkel staken, indessen jenes weiße Kind, ohne einen Heller bezahlt zu haben, alles Licht in sich raubte. Und das Seltsam-Befremdliche ist, daß jenes heimliche Leuchten um so nachhaltiger ist, je heimlicher es leuchtet. Vielleicht liegt es daran, daß in diesen Erzählungen Jemand da sein muß, der berichtet oder sich erinnert und uns dadurch die Gewißheit gibt, die Erschütterung überwunden zu haben. Vielleicht aber liegt es auch daran, daß Flex in einem Rapport zur Liebe stand, worüber weiter unten noch Einiges zu sagen ist. Flex erörtert die Frage nach dem Recht dieses versöhnenden Eindrucks an Hand seiner Tragödien mit den Worten:

Die Tragödie vermittelt erschütternd die Erkenntnis, daß unsere Welt ärmer, nicht reicher wäre, wenn in ihr das zerstörende Schicksal, Schuld und unverschuldetes Unheil keine Stätte fände. In diesem Sinn kann man Hebbel, der die einzige Versöhnung im Tragischen darin sieht, daß über dem Leichnam des zerschmetterten Helden die Harmonie, die er gestört hatte, wiederhergestellt wird, entgegenhalten: Nein, das Tragische und seine Versöhnung sind letzten Grundes eins. Der Konflikt ist Ausdruck, nicht Hinweis oder Vorstufe der großen Harmonie oder doch der Harmonie, die dieser Welt möglich ist.

Leider blieb dies das letzte Wort Flexens hierüber. Aber daß er mit diesen Sätzen eine Ineinssetzung von Schuld und Versöhnung, oder allgemeiner eine pantheisierende Ineinssetzung von Welt und Gott beabsichtigt habe, darf man ihm wohl nicht zutrauen.

3. Der Krieg

„Die Liebe hat mich ausgesandt zu hassen"[6]).

Man kann es rechtfertigen, diesen Abschnitt so zu überschreiben.

Denn der Krieg nahm ihm die Geschichte und gab ihm die Gegenwart. Jetzt erging an ihn der Appell, einzustehen für seine Dramen, sich zu bewähren. Und er tat es in einer vorbildlichen Weise. Jetzt fand der Dichter das Du, das seine Kräfte zu edler Höhe und lauterer Reinheit erweckte, das Vaterland. Es gibt keinen Dichter, dem das Vaterland in dieser Ausdrucksstärke und Klarheit so viel bedeutet hat wie Flex[7]). Sein Ethos erfuhr eine seltene Klärung und Steigerung. Der letzte Rest von Literatur wurde getilgt, und ob man an die Gedichte oder das Weihnachtsmärchen oder den „Wanderer zwischen beiden Welten" denkt, das Leben zu ganzem Einsatz gegeben; erst der Krieg läßt den Dichter jenes eingangs zitierte Wort von der Einheit der Kunst und des Lebens sprechen.

Der Krieg löste so starke Kräfte in ihm aus wie in früheren Zeiten Italien oder — um ein Beispiel aus der Gegenwart zu gebrauchen — Südfrankreich auf Vincent van Gogh und die endlosen Steppen Südrußlands auf Barlach. Kräfte, die nicht wie ein blendendes Feuerwerk gen Himmel stiegen und verzischten, sondern die bis an seinen Tod durchhielten. „Ich bin heute innerlich so kriegsfreiwillig wie am ersten Tage", so schreibt er 1917, als er sich freiwillig aus dem ruhigen Osten zum Westen meldete.

Man muß heute, um recht verstanden zu werden, Flexens Vaterlandsliebe scharf abgrenzen gegen jene politische und patriotische Kurzsichtigkeit, ja Verantwortungslosigkeit, die sich breit macht. Wenn Flex von Vaterland spricht, so meint er nicht Schwertgerassel, Marschtritt und Pickelhaube, nicht Abenteuerlust entwurzelter Existenzen, nicht Blutrausch und Machtkitzel, sondern *Vaterland* bedeutet für ihn eine sittliche Angelegenheit:

Nicht nationale, sondern sittliche Forderungen sind es, die ich vertrete. Was ich von der „Ewigkeit des deutschen Volkes" und von der welterlösenden Sendung des Deutschtums geschrieben habe, hat nichts mit nationalem Fanatismus zu tun, sondern ist ein sittlicher Glaube, der sich selbst in der Niederlage oder, wie Ernst Wurche gesagt haben würde, im Heldentod eines Volkes verwirklichen kann.

Das sind Gedankengänge, die sich mit Fichte ebenso wie mit Natorp berühren. Ob je ein nationalistischer Fanatiker den Tod seines Volkes ins Auge fassen könnte, wie es der „Wanderer" tut?

Wie es dem Mann geziemt, in kräftiger Lebensmitte zuweilen an den Tod zu denken, so mag er auch in beschaulicher Stunde das sichere Ende seines Vaterlandes ins Auge fassen, damit er die Gegenwart desselben um so inbrünstiger liebe; denn alles ist vergänglich und dem Wechsel unterworfen auf dieser Erde. Oder sind nicht viel größere Nationen untergegangen, als wir sind?

Weil der Krieg die Form ist, in der sich die Herausarbeitung der Persönlichkeit am klarsten und sichersten vollzieht, darum wird Flex kriegsfreiwillig. In seiner Dissertation drückt Flex die sittliche Funktion des Vaterlandes und jeder Gemeinschaft so aus:

Die Kette ist nichts, die Verkettung ist alles. Die Gesellschaft ist nichts, die Vergesellschaftung ist alles! Sie gönnt uns Wirksamkeit, indem sie unserm Ich den vielgestaltigen Proteus des Du darbietet.

Daß Flex aber um die Ungeheuerlichkeit und um die Spannungen zwischen persönlichem und überpersönlichem Recht und Unrecht des kriegerischen Handwerks gewußt hat, zeigt der „Wanderer":

„Ich habe so viele gute Freunde zu rächen", stieß er (Wurche) einmal ingrimmig hervor.

„Rächen?" fragte ich, „würden Sie selber gerächt sein wollen?"

Er sah nachdenklich mit zusammengezogenen Brauen zu den russischen Gräben hinüber und antwortete langsam und vor innerer Bewegung an den Worten zerrend: „Nein, ich nicht. Aber die Freunde."

Ich nicht, aber die Freunde, da reckte sich Mensch neben Mensch in *einem* engen Herzen auf.

Und wie Flex selbst diesen Konflikt gelöst hat, zeigt sein eigner Tod. Auf Ösel wars. Er steht im Gefecht, erhält den tödlichen Schuß, aber hinsinkend hält er seinen Kameraden, der den Schützen niederschlagen will, mit den Worten ab: „Laß ihn, er hat auch nur seine Pflicht getan[8])." Wem der Krieg zu einer so heiligen, überpersön-

[5]) Raabe verwendet sehr oft die Rahmenerzählung.

[6]) Vgl. H. Lersch: „Und wir kreuzigen die Liebe,
Daß sie uns erlösen soll."

[7]) Heinrich Lersch kommt ihm wohl am nächsten.

[8]) Vgl. H. Lersch:
Du mußt nicht böse sein, daß ich dich schoß:
Ich bin dein Bruder ja, bin dein Genoß.

lichen Angelegenheit wurde, daß er seinen eigenen Mörder schützt, ist frei von dem Vorwurf nationalistischer Beschränkung. — Das allerdings war ihm unerschütterliche Voraussetzung: Der Menschheitspatriotismus galt ihm nichts Anderes als die Freimachung des in der Volksliebe gebundenen persönlichen Egoismus und die Zurückschraubung auf seine nackteste Form.

Der Krieg also eine sittliche Angelegenheit! Aber nicht in dem Sinn, daß Deutschland mit Gott kämpfe und der Feind mit dem Teufel. Daß der Krieg eine forensische Funktion habe, die wir — die Deutschen — zu verwalten hätten, und wir also wie einst der Engel mit dem Schwert, eine Gerechtigkeit vollziehende Aufgabe hätten, steht bei Flex nicht im Mittelpunkt. Diese pharisäische Anmaßung liegt ihm durchaus fern. Nein, der Krieg eine sittliche Angelegenheit, das bedeutet, daß er uns zu Bekennern macht, uns zum Einsatz auffordert für die Gemeinschaft, der wir angehören. Diese Worte sind heute abgegriffen, sie sind aber nichtsdestoweniger ein Ungeheures. Flex wußte um diese Ungeheuerlichkeit, und das verringert seinen Ruhm nicht. Volksgemeinschaft war ihm immer eine Aufgabe, die schreckhaft drohend vor ihm stand, und kein Datum. Im Roman „Wolf Eschenlohr" wollte er dem nachgehen. Soweit er es hat tun können — der Roman blieb Fragment — erschreckt er uns durch die Härte, mit der er allen voreiligen Wahn zerschlägt. Da konfrontiert er den Studenten dem Arbeiter:

„Nein, Wolf Eschenlohr", sagte er leise, „die Kluft dieser zwei Welten ist nicht mit einem Tänzersprung zu überwinden. Es hat mancher gute Junge aus gutem Haus, der auf deutschen Hochschulen die Gassen mit seinen papageienfarbenen Lustigkeiten füllt, keine Ahnung, wie das Echo seiner leichten Schritte in den Dachkammern hallt, wo die ärmeren Leute sitzen und mit verschlossenen Lippen lauschen."

Und bei der Musterung zum Krieg läßt er den Studenten zurückgewiesen werden, indes der Proletarier angenommen wird:

Der Student und der kaum siebzehnjährige Hüne standen, Seite an Seite gestellt, wie lebendig gewordene Bildwerke des Michelangelo, Bacchus und David. ... Der Student erkannte sich mit fressender Scham in der von keiner Askese ausgedörrten, von keinen Lastern aufgeschwemmten gesunden Leibeskraft des Andern wieder. So hatte er selbst vor drei Jahren dagestanden, und dasselbe junge gutgewachsene Menschentum hatte er oft ohne Gefühl und Vergleich neben sich beim Bad in der Fuchstaufe gesehen und hatte auf der Kneipbank und in schlechten Häusern gedankenlos an seiner Verunstaltung mitgeholfen. Nun auf einmal verglich er und schlich sich bei Seite wie nach einem empfangenen Schimpf, der sich nicht abwaschen ließ. Wie ein großer guter Junge stand er da, der sich mit einem Dummenjungenstreich das Leben verfuscht hat, und er würgte an seiner aufquellenden Reue.

Es will viel bedeuten, wenn das der Burschenschaftler Walter Flex, der doch so sehr nach Gemeinschaft hungerte, schreibt. Und es verhilft uns zum Verständnis, wie echt und tief der Jubel gewesen sein muß, mit dem er die Augusttage begrüßte; nicht weil sie Krieg brachten, sondern die Gemeinschaft, denn jetzt konnte er singen: „Wir wollen mit Liebe fürsten den ärmsten deutschen Knecht."

Was bedeutet diese Gemeinschaft? Erst einmal mehr als Kameradschaft, wenn auch Flex Kamerad war und ein vorbildlicher. Mehr auch als jene widrige Verfilzung, auf Gedeih und Verderben miteinander verbunden zu sein, eine Art Interessengemeinschaft angesichts drohender Ereignisse, oder gar ein Konsortium gleich Verzweifelter. Nein, diese Gemeinschaft ist mehr, sie ist Hingabe für das Vaterland. Wozu? Daß es sich löse aus dem noch starren Stein zur lebendigen persönlichen Gestalt, zu dem, was es sein soll. Diese Gemeinschaft lebt von einer hervorragend sittlichen Idee. Mag dann später das nunmehr gestaltete Leben zerfallen, so blieb das Vaterland doch seiner Gestalt treu. Zwischen Tod und Tod liegt Leben, und dies Leben zu wecken, ist die heilige Aufgabe dieser Gemeinschaft.

Immer gesteigerter wird der Anteil, den der Dichter am Problem des Todes nimmt. Und immer klarer wird es ihm. Bis es zu lichter Klarheit kommt, daß der Tod eines der größten Lebenswunder ist, der Opfertod der grauen Soldaten, der uns verpflichtet, eine lebendige Ahnung, „eine gottgewollte Wiederholung des tiefsten Lebenswunders, von dem die Erde weiß, vom stellvertretenden Leiden Jesu Christi". In seinem „Weihnachtsmärchen", das er traumwandlerisch, in unglaublicher Situation schuf, nimmt diese Idee eine fast liturgische Form an, so heilig und feierlich ist Sprache und Bild. Maßvollen Schrittes, zuchtvoller Gebärde schreitet das Märchen von den toten Soldaten daher, nimmt uns auf in seinen heilig-furchtbaren Ernst:

In den Augen des stillen Mannes lag ein gütiger, aber tödlicher Ernst, als hätten sie das blutige Leiden und Sterben der Menschheit hundertfältig erblickt. Es glomm aus ihnen ein dunkler Schimmer wie der Widerschein mächtiger Brände und rauchender Trümmerhaufen. Da versagte dem Weibe Wort und Frage. ...

Als die Augen des Weibes sich an dem Wunderglanz der Märtyrerkrone sattgetrunken hatten, schweiften sie schüchtern über die Gestalt des heimlichen Königs (der Toten). Und sie erstaunten. Denn sie erschaute keinen Heiligen im Kronornat, sondern einen einfachen Soldaten im zerschlissenen und erdfarbenen Mantel [9]). Und als sie die Augen zu seinem dunklen Antlitz hob, erkannte sie die Züge ihres lieben Toten. Aus dem vertrauten Angesicht lohte ein so furchtbarer Ernst und seine Gestalt war von einer so fremden Hoheit umkleidet, daß sie nicht wagte, ihn anzusprechen.

Heiliger Ernst und heilige Hoheit sind der Gehalt von Flexens Kriegsdichtung. Eingangs war die Rede von dem Zwielicht seiner Erzählungen. Hier kehrt es wieder. Aber auf einer andern Stufe. Auch hier hält der Tod den Orgelpunkt, auf dem sich das Geschehen aufbaut; aber was sich aufbaut, ist ein beseligendes Geschehen. Hingabe, Opfer, Namennennung löste Verzweiflung, Eigensinn, Namenlosigkeit ab. Das Schaudern verschwindet nicht, es bleibt furchtbar, und der Tod ist noch da, in Nachtwachen, Herbstabenden, da die Schneegänse am Himmel einherrauschen. Aber doch wird Alles anders. Der Tod verliert seine Grausamkeit, und der Mensch hadert nicht mehr:

Totenklage ist ein arger Totendienst, Gesell! Wollt ihr euere Toten zu Gespenstern machen, oder wollt ihr uns Heimrecht geben? Es gibt kein Drittes für Herzen, in die Gottes Hand geschlagen. Macht uns nicht zu Gespenstern, gebt uns Heimrecht.

So mahnt der gefallene Freund, und seine Mahnung wird erhört.

Aber noch mehr sagt uns Flex, ein Letztes. Wozu Heimrecht? Die Toten wollen uns helfen. Sie starben, damit wir leben. Was ist schwerer? Sterben? Oder Leben? Vielleicht der Tod? Nein, das Leben! Wie muß der Held um den Tod gerungen haben, daß er ihn so federleicht machen kann! Wie heilig muß ihm das Leben sein, daß er mit dem nie fertig wird! Wahrlich, wer den Tod so leicht nimmt, darf wohl schon viel von ihm reden, denn es geschieht ja doch nur ad maiorem vitae gloriam!

Flex hat uns ein kleines Büchlein geschenkt, einen einzigen Dithyrambus an das Leben. Nicht das Leben der Gewissenlosigkeit, aber man versteht mich wohl auch ohne das. Ich meine den „Wanderer zwischen beiden Welten". Absichtslos im Aufbau und in der Sprache, ein Kunstwerk darin, aber noch vielmehr ein Lebenswerk, für den Sänger wie seinen Helden. Ein Büchlein, dessen Anfang und Ende in den Frühling fällt, das bis an sein höchstes Bord geladen ist mit Ganymed, Wanderers Sturmlied, Zarathustra und der Heiligen Schrift. Eine gewagte Zusammenstellung, die uns heute mißtrauisch macht, aber hier darf Niemand mißtrauisch sein. An dies Büchlein darf Niemand seine Hand legen, es ist heilig durch das Blut seines Helden, den es besingt, des Gottesstudenten Ernst Wurche, und seines Dichters selbst, heilig durch die vielhunderttausend jungen Menschen, die sich von ihm Kraft und Licht geholt haben die Fülle.

Hier ist das Leben in seiner edelsten Mitte gefaßt, und der Tod muß ihm dienen. Hier ist hochgemute Kraft des Körpers und der Seele — und doch Alles in Bescheidung,

[9]) Vgl. auch den „Unbekannten Soldaten" Frankreichs.

Nüchternheit und keine Phrase ist dabei. Hier ist der Tod ein trauter Weggenoß geworden, der an das Leben mahnt. Denn dieses Buches wunderbares Rätsel ist, daß — wiewohl es aus dem Dunkel des Todes stammt — an ihm Alles Licht von Leben ist und ans irdische Leben heilig bindet: „Leutnantsdienst tun heißt seinen Leuten vorleben", sagte er, „das Vorsterben ist dann wohl einmal ein Teil davon. Vorzusterben verstehen Viele, und das Non dolet, mit dem die römische Frau ihrem zaghaften Gatten zeigte, wie gut und leicht sich sterben läßt, steht dem Mann und Offizier noch besser. Aber das Schönere bleibt das Vorleben. Es ist auch das Schwerere."

Ist es nicht seltsam, vom jungen Gottesstudenten ein so reifes Wort? das die jugendliche Schwäche, mit dem Letzten zu ringen ohne das Vorletzte zu sehen, überwindet? Das Vorleben ist schwerer. Aber ihm glückt es spielend. Ich mag nicht alle Tugenden nennen, die der Dichter seinem Leben einflicht. Aber zwei doch: Kraft und Reinheit. Ersinnt alle Tugenden — er hatte sie. Denn „die Tugenden sind so verknüpfet und verbunden, Wer ein' alleine hat, der hat sie alle funden" (Angelus Silesius).

Ein Spruch vor allem ist uns Jungen lieb geworden, es stehe am Ende:

Manches liebe und nachdenksame Wort in stillen Nachtstunden von junger Menschenhand geschürft, ist mir seither ein Stück von der Habe des Herzens geworden. Keins aber leuchtet heller nach als jenes, mit dem er einmal an der Brustwehr seines Grabens ein nächtliches Gespräch über den Geist des Wandervogels beschloß: Rein bleiben und reif werden — das ist schönste und schwerste Lebenskunst.

Marburg Hans Schimmelpfeng

Ein philosophischer Sammelbericht

2

1. **Philosophischer Kalender für 1925.** Im Zeichen Immanuel Kants. Herausgegeben von Arnold und Elisabeth Kowalewski. Berlin, Reuther und Reichard 1925. 164 S. Geb. 3.80 M.

2. **Kant als Vollender des Humanismus.** Von Karl Joël. Tübingen, Mohr 1924. 46 S. 1 M.

3. **Was wir von Kant lernen sollen.** Von Julius Kaftan. Berlin, Speyer und Peters 1924. 16 S. 0.75 M.

4. **Der deutsche Idealismus.** Von Jonas Cohn. Leipzig und Berlin, Teubner 1923. 124 S. 1.30, geb. 1.60 M.

5. **Geschichte der Philosophie von der Romantik bis zur Gegenwart.** Von Max Ettlinger. München, Kösel und Pustet 1924. 334 S. 6.60, geb. 7.50 M.

6. **J. G. Fichte Briefwechsel.** Kritische Gesamtausgabe von Hans Schulz. 2 Bände. Leipzig, Haessel 1925. XXXII und 619, 639 S. 42, geb. 50 M.

7. **J. G. Fichte: Über den Unterschied des Geistes und des Buchstabens in der Philosophie.** Erstmalig herausgegeben von Siegfried Berger. Leipzig, Felix Meiner 1924. 40 S. 1,60 M.

8. **Das Naturgesetz.** Von Bruno Bauch. Leipzig, Teubner 1924. 84 S. 2.80 M.

9. **Das Chaos als objektive Weltregion.** Von Friedrich Grave. Berlin, de Gruyter 1924. 88 S. 2,50 M.

10. **Irrationalismus.** Von Richard Müller-Freienfels. Leipzig, Felix Meiner 1922. 308 S. 10, geb. 12 M.

11. **Philosophie der Individualität.** Von Demselben. Ebenda 1923. 300 S. 7, geb. 10 M.

Ein Philosophischer Kalender ist auf jeden Fall eine eigene Idee. Und das Urteil darüber, ob diese vom Verlag so schön und angemessen ausgestattete Gabe (1) mit dem Sinn solcher Jahresgaben wohl verträglich ist, müßte in unserm Kreise eigentlich Marie Martin überlassen bleiben. Denn wer seine Tage selber mit Philosophieren zubringen muß, wird sich ja schwerlich auch noch einen philosophischen Kalender wünschen. Aber wenn nun unter dem heutigen Tage mir verzeichnet wird, und zwar als ein Kantwort: „Die Ehrliebe ist die unzertrennliche Begleiterin der Tugend", so ließe dabei gewiß manches sich denken und manches sich vornehmen. Und wenn man alle Morgen beim Kaffee am Familientisch eins dieser mannigfaltigen zu jedem Jahrestag hier verzeichneten Kantworte vorlesen wollte, so könnte da wohl allmählich ein recht aufgeklärtes Geplauder sich einbürgern, am Ende gar ein wenig Aufklärung selbst sich einstellen. Nur schade, daß Kant dabei schlecht wegkäme; denn wer ihm immer in der Alltäglichkeit dieser Sprüche begegnete, würde ihn wohl ein wenig humoristisch nehmen und nicht recht begreifen, daß das Werk dieses Mannes eine neue Epoche des Denkens heraufgeführt habe; er würde vielleicht vor der Philosophie überhaupt so ganz langsam den Respekt verlieren. — Mit den täglichen Sprüchen sind für jeden Monat 4 bis 5 Gedenktage verknüpft. Auch sie verfolgen dieses Mal Kants Spur, Großes und Kleines: Geburt und Tod, Lebensdaten, Vorfahren und Verwandtschaft, letzten Brief und akademischen Geburtstag, Trost der Frau Rittmeisterin Funk (6. Juni) und Freude über Fichtes Erstlingsschrift (12. Mai). — Ich glaube, Kants Leben ist für diese Rubrik nicht ganz geeignet; vielleicht lernen die Philosophen auch noch einmal durch ihr Leben Epoche zu machen. Wertvolle, aber allerdings wieder den Charakter des Ganzen unterstreichende Beilagen schließen sich an. Aus ungedruckten Kolleghesten von 1791/92 werden einzelne Abschnitte der Vorlesungen über Anthropologie und Physische Geographie mitgeteilt. Den Schluß machen einige Studien zur Geschichte der Kantischen Philosophie, ein Literaturüberblick usw. Im Ganzen jedenfalls ein mit viel Liebe und Sorgfalt zusammengestelltes Büchlein, von dem man nur wünschen möchte, daß es auch Leser findet, die sich daran erbauen *).

Die beiden Kantreden (2 und 3), die aus der übergroßen Fülle ihresgleichen sich zufällig hier zusammenfinden, verdienen beide aus der Flut herausgehoben zu werden. Joël gibt wirklich ein universelles Bild der in Kant hineinwirkenden humanen Mächte und der durch ihn selbst vollendeten Konzentration des Humanismus zur Humanität. „Kant hat den Staat der Seele errichtet aus allen ihren Kräften; er hat die erschütterte Erkenntnis von innen her wieder aufgebaut aus den Denknotwendigkeiten als eine Gesetzgebung des Geistes; er hat die schwankende Moral als Gesetz des Willens, als innere Verfassung eines Reichs der Sitten errichtet; er hat die Politik auf ein sittliches Ideal der Menschenbrust verwiesen, er hat die Geschichte verinnerlicht als Selbstentfaltung der Menschheit zu freiem Weltbürgertum; er hat die Religion als inneres Reich Gottes und unsichtbare Kirche aufgetan. Er hat endlich auch die Kunst als innere Harmonie der Formung begriffen." Gegenüber den volltönenden humanen Akkorden Joëls spricht dann nicht weniger eindringlich zu uns die schlichte Art Kaftans, der Kants Wirken in zwei positiven Gedanken zu fassen sich bescheidet: „die macht man nicht, denkt sie sich nicht aus — man findet sie, und einmal gefunden stehen sie unerschütterlich fest, der Willkür entnommen, weil sie nicht der Willkür entstammen". Wir erkennen die Erscheinungen und nicht die Dinge an sich, ist der eine Gedanke, und der andere stellt die Erkenntnis unter den Primat der praktischen Vernunft und damit letzten Endes unter den Glauben. Kants Philosophie legt den „Grund zu einer neuen Form christlicher Kultur, einem neuen Gleichgewicht der Kräfte, die in unserm geistigen Leben walten, einer Einheit des Geistes und des Erkennens, in der Glaube, Gewissen, Wissenschaft bleiben, was sie sind, und doch eine innere Einheit bilden"; ein Satz, der sich seltsam gleichsinnig als Kern des (in Nr. 1) besonders besprochenen Rickertschen Kantbuchs wiederfindet.

Die Geschichte des deutschen Idealismus ist in letzter Zeit durch eine Reihe bedeutender Werke gefördert worden, unter denen Kroners Buch **Von Kant bis Hegel** (2 Bände, Tübingen, Mohr 1921/24) an erster Stelle zu nennen wäre. Dagegen haben es dann Darstellungen zweiten Ranges nicht ganz leicht zu bestehen. Jonas Cohn (4) will mit seiner knappen Darstellung in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" gewiß nicht in Wettbewerb mit den größeren Werken treten, aber doch kann sein Überblick als Brücke zu ernsterer Beschäftigung wohl von Nutzen sein. An einzelnen Punkten wird sich Widerspruch regen: Kant ist sicher nicht die einzige Wurzel des deutschen Idealismus; aber es geht doch zu weit, wenn man Hamann ihm fast als gleichberechtigt zur Seite stellt. Der Panlogismus Hegels scheint einer positiveren Ausdeutung fähig, während Schelling — gerade auch nach der historischen Auswirkung seines Denkens — besonders glücklich gekennzeichnet ist.

*) Inzwischen ist derselbe Kalender für 1926 herausgekommen. 168 S. Geb. 5 M. — Dr. Knittermeyer schreibt uns darüber:

Die Herausgeber werden recht haben, wenn sie bei der Wahl Schopenhauers zum Wortführer in dieser zweiten Ausgabe ihres Philosophischen Kalenders auf die Teilnahme weiter Kreise der Gebildeten rechnen. Seine Schriften sind ja sicher eine reiche Domäne für Sprüche, wie ein solcher Kalender sie braucht. Auch die Lesestücke lassen sich bei ihm viel leichter als bei Kant so heraussuchen, daß ein lebendiges Bild von der Gesamtpersönlichkeit des Denkers sich herausstellt. Die beigegebenen Aufsätze und Berichte sind geeignet, einzuführen und weiterzuführen. Der erste Aufsatz über den Wert des Schopenhauerschen Systems zeigt die Vielseitigkeit der Schopenhauerschen Methode zu denken, die ein Philosophieren „mit allen Registern" war. Der zweite Aufsatz sucht den Schopenhauerschen „Pessimismus" unschädlich zu machen, während weitere Betrachtungen seiner Beurteilung bei Eucken und seiner Einwirkung auf Gjellerup gewidmet sind. Ein Bericht über die Literatur wird den Weiterfragenden auf die richtige Spur bringen. Der äußere Rahmen ist geeignet, die Freude an der schönen Gabe zu erhöhen.

Bei Ettlingers Darstellung (5), die bis in die Gegenwart hineinreicht, tritt der katholische Standpunkt zwar deutlich genug heraus, aber doch nicht auf eine Weise, die die Objektivität der Darstellung im Ganzen beeinträchtigte. Im Gegenteil bildet sie in manchem Betracht eine glückliche Ergänzung zu den üblichen Ansichten und Urteilen. Die eigentlich romantische Entwicklung sieht er in drei Hauptströmungen sich vollziehen. Neben den idealistischen Systematikern, unter denen Schelling ihm als der „typischste Romantiker" erscheint, stehen die jenen „Gnostikern" gegenüber „nicht minder zeitbezeichnend und noch zukunftsbedeutsamer" wirkenden Problematiker, die über alle kritischen Schlagbäume unbekümmert hinausgehen, und keimkräftige fermenta cognitionis ausstreuen. Zu ihnen zählen Schleiermacher, Friedrich Schlegel, Baader und Schopenhauer. Die dritte Gruppe endlich bilden die Psychologisten Fries, Herbart und Beneke.

Am schlechtesten kommt der deutsche Idealismus dabei weg. Wenn die Protestanten selber mit erheblichem Kampfgeschrei zum Angriff übergehen, warum sollen die Katholiken sich dann zurückhalten? Und so bleibt von Fichte nicht viel mehr übrig als der unbeirrte Aufruf zum Idealismus, demgegenüber er in seinem Philosophieren etwas „von der Selbstsicherheit des Schlafwandlers hat, der sich in seiner visionären Traumwelt solange wie in einer unzweifelhaften Wirklichkeit ergeht, als man ihn nicht anruft und aufweckt". (Man kann übrigens die „Bestimmung des Menschen" nicht gut als „populäre Frühschrift" bezeichnen.) Einen Versuch zur inneren Auseinandersetzung mit Schellings Naturphilosophie hält Ettlinger gar nicht für nötig; er begnügt sich einfach, sie mehr als phantastisch denn als spekulativ anzusehen. Auch sonst enttäuscht die Darstellung Schellings sehr, gerade weil man erwartet, hier vielleicht doch einen eigenartigen Einblick in das innere Leben des Idealismus zu bekommen. Vollends Hegel wird dermaßen verkannt, daß an ihm in humoristischer Weise „die dogmatische Selbstsicherheit des vernunftstolzen Aufklärertums" illustriert wird, nicht ohne daß sein „Einfluß auf die fortschreitende Selbstzersetzung des Protestantismus" diese Seite noch schärfer beleuchten muß. Die einigende und umrührende Tiefe des Hegelschen „Widerspruchs" wird einfach als „Mißachtung aller logischen Denkgesetzlichkeit" bei Seite geschoben; die Schöpfertat seiner Logik als die Leistung eines „exzessiven Begriffsrealisten des mittelalterlichen Universalienstreits" angesehen. Sein Staatsbegriff, der nicht einmal die religiös kirchliche Gemeinschaft anerkennt, muß sich die Wiederaufnahme einer Haymschen Bosheit gefallen lassen: „das schöne Standbild des antiken Staates" mit „schwarzweißem Anstrich". Das „Grau in Grau" des sterbenden Rationalismus bemächtigt sich hier des jugendfrischen Lebensdranges der Romantik.

Dagegen gehören die Sympathien des Verfassers den Problematikern, weniger freilich Schleiermacher, dem der Schleier um die Wahrheit (Baur) nicht erspart bleibt, der übrigens in seiner Eigentümlichkeit überhaupt kaum kritisch betrachtet wird, als Friedrich Schlegel und Baader. Bei Schlegel liegen „die starken Keimkräfte einer neuen Kulturphilosophie und positiven Weltansicht", er ist „der eigentliche Prophet des romantischen Idealismus", der den „Heimweg zur katholischen Wahrheit" gefunden hat. „Es gibt viele Dinge im Himmel und auf der Erde, wovon sich unsere Philosophie nichts träumen läßt." Da bedarf es einer neuen Universalität, „einer Wiedervereinigung und Wiederherstellung, wie sie allein im katholischen Christentum mit seinen die ganze Menschheitskultur umspannenden Traditionskräften lebendig fortwirkt". Ob es Baader, dessen „organische Sozietätsphilosophie" mit ihrem „Innungsprinzip" natürlich freundlich begrüßt wird, seinem kirchenpolitischen Verhalten zu danken hat, daß er gegen Schlegel sehr in den Schatten tritt, läßt sich nur fragen. Bei Schopenhauer schließlich wird die Abhängigkeit von Schelling richtig gesehen und zugleich die Auflösung der Philosophie in orientalische Philologie scharf, aber treffend beleuchtet.

Der neueren Philosophie gegenüber wird dann die Darstellung begreiflicherweise willkürlicher, und wir heben nur noch ein Paar Kleinigkeiten hervor. Die philosophische Bedeutung der Marxschen Dialektik wird kaum erwähnt, während Denker wie der jüngere Fichte unglaublich überschätzt werden. Interessant ist der Hinweis auf Martin Deutinger („der in seiner Lehre vom Können als der dritten Grundpotenz des Menschengeistes Schellings Leitgedanken vom Poetischen in aller Kunst systematisch fortentwickelte"), gut die Darstellung Lotzes. Im Übrigen wird der Vitalismus einseitig überschätzt — gerade Schellings scharfe Stellungnahme gegen ihn sollte den philosophischen Befürwortern zu denken geben — und mit einer Apotheose der perennierenden Wahrheit geendet. „Selbst auf die schweren und trüben Geisteswirren der Gegenwart strahlt ihr tröstlicher Schimmer herab; möge dieser wahre Stern der Weisen der deutschen christlichen Gedankenarbeit bald wieder klarer voranleuchten und ihr niemals verlöschen." Die Preisgabe des wissenschaftlichen Bildungssinnes bringt es mit sich, daß der protestantische Geist diesen Hymnus als nichtssagend empfindet. Aber trotzdem wird die ernste und in der Formgebung glänzende Arbeit auch die in einem andern Prinzipium sich gründende wissenschaftliche Forschung befruchten können.

Noch immer sind die handschriftlichen Bestände des Fichte-Nachlasses nicht ausgeschöpft, und Siegfried Berger beklagt in seiner verdienstlichen Ausgabe dreier Vorlesungen aus dem Sommer 1794 mit Recht den Mangel einer „Monumentalausgabe" der Werke Fichtes. Die Vorlesungen selbst, die übrigens eine interessante Parallele darstellen zu einer das gleiche Thema behandelnden Briefreihe (die, ursprünglich für Schillers Horen bestimmt, in ästhetischer Manier behandelt, was hier aus dem erzieherischen Beruf des Hochschullehrers heraus dargestellt wird), sind ein unmittelbar ergreifendes Zeugnis Fichteschen Geistes. Berger kennzeichnet diese „machtvollen Sätze" sehr treffend, wenn er in ihnen „stürmischen Rhythmus" mit „energievoller Langatmigkeit" verschmolzen sieht.

Eine ihrer Bedeutung nach freilich noch unvergleichlich wertvollere Gabe ist uns gleichzeitig durch den ausgezeichneten Fichteforscher Hans Schulz geschenkt, der in einer wirklich „monumentalen" Ausgabe den gesamten Briefwechsel Fichtes vorlegt (6). Vielleicht darf das Allgemeine vorausgeschickt werden, daß Fichtes Briefwechsel die beste Biographie darstellt, die wir uns denken können. Das Ringen des Denkers und der Kampf des Menschen spiegelt sich in ihm auf die hinreißendste Weise: der Ursprung und das langsame Reifen, Zürich mit seinen Patriziern, mit der Braut, Lavater, die französische Revolution, die Kantische Philosophie, und dann weiter Jena, der Kampf gegen die Aufklärung, die Selbstdurchsetzung in der Auseinandersetzung mit Reinhold und Jacobi, die Berührung mit den Klassikern und Romantikern, der dramatische Ausgang — der menschliche Höhepunkt in diesem mannhaften Leben, der Atheismusstreit liest sich wie das Kapitel eines Romans, das einen nicht eher losläßt, als bis die Krisis durchschritten ist — dann die heimatlose Zeit, in die die Auseinandersetzung mit Schelling fällt: ein philosophischer Briefwechsel zwischen diesen beiden Männern, wie es keinen zweiten gibt. Und schließlich Berlin, die Zeit der männlichen Formung und der politischen Erneuerung. Dieses Leben in dem Spiegel der hin- und hergehenden Briefe hat nicht seinesgleichen. Dieser Briefwechsel gehört wirklich in das Haus eines gebildeten Deutschen!

Hans Schulz hat schon vor einer Reihe von Jahren (1918, Aus Fichtes Leben, Ergänzungshefte der Kantstudien Nr. 44) bis dahin Unveröffentlichtes zur Fichteschen Briefsammlung beigesteuert. Aber auch darüber hinaus enthält die neue Sammlung eine Fülle des erstmalig Erschlossenen oder doch des in gereinigtem Text Erscheinenden. Das Wichtigste sei kurz verzeichnet; und zwar unter Absicht von den stark vermehrten Beiträgen zur Entwicklungsgeschichte des frühen Fichte. Aus dem Ende der Züricher und Anfang der Jenaer Zeit wertvolle Briefe an Lavater; zur Berufung nach Jena ein Brief Voigts (17. 2. 94); an Hufeland (8. 3. 94); verschiedene Briefe von und an Voigt, die vor allem Fichtes Stellung im Ordensstreit betreffen; an Baggesen (95, Nr. 231); an Voigt (10. 12. 95) einen Konflikt mit den Professoren betreffend; Reinhold an Fichte (12. 95), desgleichen (21. 5. 96); über einen Handel mit der Allgemeinen Literatur-Zeitung (273 a. b. 96); Verschiedenes über die Beziehungen zu dem Bremer Smidt; an Cotta (31. 10. 97); an Lavater (7. 3. 99)!; eine große Anzahl von Briefen an Johanna, besonders aus der ersten Berliner Zeit; Reinhold an Fichte (23. 1. 1800); an Schelling (3. 10. 1800)!!; desgleichen (Ende 10. 1800)!!; mehrere Briefe an Reimer (1800 ff.); Reinhold an Fichte (31. 10. 03); an Mniech (04, Nr. 492 b); Hardenberg an Fichte (26. 10. 04); an Beyme (10. 5. 06); an Hardenberg (18. 10. 06); Nr. 527 Tagebuch von 1806; Briefe an Johanna (06/07); an Altenstein (2. 4. 09); Nr. 611 an? (12. 2. 10); an Helmholz' Vater (2. 1. 14). Vieles ist aus den entlegensten Quellen mit großem Fleiß zusammengesucht; Manches aber wohl noch unentdeckt. Wenn man Band 2, S. 9 liest, daß ein wichtiger Brief an Reinhold seit 1905 (Versteigerung!) spurlos verschwunden ist, dann wird die Pflicht der privaten Autographensammler der Allgemeinheit gegenüber besonders deutlich, und Jeder, der über den Verbleib Fichtescher Briefe etwas weiß, sollte das an den Herausgeber mitteilen (Direktor der Bibliothek des Reichsgerichts, Leipzig).

Unsympathisch berührt bei einem Werk wie diesem ein beiliegender Zettel des Verlegers: „Welcher Leser Interesse hat für weiteres Schrifttum in der Art des vorliegenden Buches" ... der melde sich bei der Vereinigung völkischer Verleger usw. Das ist unerwünschte Parteinahme für Fichte, die ein Zitieren der folgenden Stelle geradezu herausfordert: „ich übergebe mich hierdurch feierlich mit allem, was ich kann und vermag, in die Hände der Republik" (2, 101). Es hat eine Zeit gegeben (1799), da Fichte sehnsüchtig den Sieg der Franzosen erhoffte, damit in Deutschland die Freiheit des Denkens verbürgt würde. Aber diese Anmerkung soll Abwehr sein, und nicht wiederum Parteinahme. Es bleibt schließlich noch mit Bedauern festzustellen, daß der hohe Preis des Werkes seiner wirklichen Verbreitung leider hinderlich sein muß.

Zum Schluß sollen noch ein Paar Arbeiten systematischer Art kurz verzeichnet sein. Bruno Bauch (8) gibt in einer neuen Sammlung: „Wissenschaftliche Grundfragen", die der Einbeziehung einzelwissenschaftlicher Probleme in ihre philosophischen Zusammenhänge dienen will, einen Aufsatz in erweiterter Gestalt neu heraus, der schon 1915 in den Kantstudien erschienen ist; in

nüchterner und scharfer Beweisführung wird die logische Struktur des Naturgesetzes und ihr Verhältnis zur Begreiflichkeit der Natur überhaupt erörtert.

Friedrich Grave (9) versucht in einem interessanten Entwurf, der es gar nicht nötig hätte, sich durch einen Dritten einführen zu lassen, Grundlinien einer neuen Metaphysik zu ziehen. Die Einheit der Welt stellt sich unter vier Stufen dar: Chaos, Naturgebilde, reine Wesenheiten oder platonische Ideen, Dinge des Jenseits oder das Göttliche. Dabei ist es ihm besonders um die Organisation der chaotischen Weltstufe zu tun, die die metaphysischen „Urelemente", die beharrenden Bausteine, die Möglichkeitsgrundlagen alles in ihr sich Gründenden: die vier „Reiche" der Qualität, Dimension, Gestaltung und Bildung umfaßt. Die Qualität steht nach unten — wie das Göttliche nach oben — an der Grenze des Wißbaren, und nur andeutend verrät der Verfasser, daß er sich für die Übernahme der uralten und wieder ganz modernen Lehre von den vier Elementen entscheidet, auf die die allgemeine Vierteilung seines Entwurfes ihn ohne Weiteres hinweisen muß. Über dem allgemeinen Fluß der Weltqualitäten stellen als erste Verfestigungen sich die vier Dimensionen der Zeit, Tiefe, Breite, Höhe ein. Sie sind ihm das große Symbol der Weltordnung. Das Reich der Gestaltung birgt sodann die „Elementargestalten" all dessen, was die „anschaulich konkrete Natur" in der Fülle ihrer Gebilde aufweist. Einen Hinweis auf diese Welt der Urgestalten geben die Träume, die „Schöpfungen (von ‚Schöpfen' z. B. aus der Quelle)" der Kunst, zumal der primitiven Kunst, die alle hinabtauchen in das Reich der Mütter, in eine Welt „stiller Sicherheit", die aller Dinge Richtmaß ist. Bildungen endlich sind die mikrokosmischen Komplexe, zu denen jene andern Reiche sich verknoten, „Unterzentren der Gottheit" (S. 22). Die vier „Zentrierungsformen" sind Substantialität (kubische Beständigkeit, reiner Stoff), Passivität (flächenhafte Empfänglichkeit, Kristall), Neutralität (lineare Verschmelzungsfähigkeit, Pflanze), Aktivität (punktueller Wille, Tier). Die Durchführung des Prinzips im Einzelnen ist nicht weiter zu verfolgen möglich, der Charakter der Untersuchung ist deutlich genug gekennzeichnet. Nur das darf vielleicht noch beachtet werden, wie der Anfang sich in das Ende schlingt, wie das Beständig-Stoffliche in der Qualität, das Empfänglich Kristallinische in der Dimension, das Sich-verschmelzend-Pflanzliche in der Gestalt, das Tierhaft-Wollende in dem Gebilde vorbedeutet ist.

Fast ohne viel Überlegung drängt sich die Erinnerung auf an Schellings Naturphilosophie, im Einzelnen, aber auch in dem Zwang einer Alles in sich befassen wollenden Konstruktion. Die Philosophie fängt erst da an, wo die Konstruktion des spekulierenden Kopfes überwunden wird, wo der Begriff in lebendiger Dialektik am Wirklichen sich findet, statt wie hier ein äußeres Stigma, einen Numerus ihm aufzudrücken. Das vorliegende Programm steht noch diesseits aller Freiheit des Denkens, und allein seine Ausführung könnte entscheiden, ob wir hinter ihm einen Naturphilosophen und Metaphysiker oder einen bloßen Begriffskünstler zu suchen haben. Aber auch jetzt wird Niemand das kleine Werk zur Hand nehmen, der sich nicht dadurch in eine eigentümliche Beziehung zum Universum gerückt sähe*).

Müller-Freienfels (10/11) hat — was man bei Grave noch in der Schwebe lassen muß — entschieden seinen Beruf verfehlt. Das soll noch gar nicht heißen, daß seine Werke nicht sehr interessant zu lesen sind, und daß sie nicht eine Fülle glücklicher Einsichten aufgriffen und herstellten. Nur ein Erkenntnislehrer ist er gewiß nicht. Sein „Irrationalismus" muß wie jeder andere an sich selbst die Unfähigkeit zur Erfassung des „Logischen selbst" bezeugen. Die Verschwommenheit und der Gebrauch starker Worte halten einander verhängnisvoll die Wage. Ich begnüge mich zunächst mit der Anführung eines Satzes: „Mathematische Deduktionen mögen in sich noch so widerspruchsfrei sein" (als ob das zur Herstellung einer mathematischen Deduktion hinreichte!) „solange sie auf keinerlei Wirklichkeit angewandt werden können" (was morgen ja der Fall sein kann!) „sind sie keine Erkenntnis, sondern eine Gedankengymnastik" (und was ist Gymnastik?), „also (!!) ein ästhetisches Phänomen". In solcher Unbekümmertheit um logische Zusammenhänge ist das ganze Buch zusammengeschrieben. Wenn das etwa Nietzsches Manier erneuern soll, dann wird man feststellen müssen, daß es nur die Manier ist, ohne den Einsatz von Realität, ohne den Nietzsche nicht er selber wäre.

Aber trotzdem ist mit dieser scharfen Absage das eigentliche Wesen der Art dieses Mannes nicht berührt. Überall durchbricht den starren Rahmen der Philosophie das Temperament und die Leuchtkraft künstlerischer Anschauung und Auffassung. Und wer sich löst von der verfehlten Absicht dieser Werke, Philosophie und gar Erkenntnislehre geben zu wollen, wer im geistvollen Spiel eines sich verwirrenden Hin und Her die Individualität eines in der Totalität des Augenblicks verwurzelten Lebensdranges zu erfühlen weiß, der wird auch in der Fülle der Gesichte und in der Flut sich regender Widersprüche die Sehnsucht nach der Einheit des Sinnes in sich lebendig durchbrechen sehen.

Bremen Hinrich Knittermeyer

*) Soeben erschien von demselben Verfasser: Chaotica ac Divina. Eine metaphysische Schau. Jena, Diederichs. 282 S. 10, geb. 13 M.

Böhme-Literatur

Das Böhmejahr 1924 hat im Vergleich zu den vorangehenden uns eine verhältnismäßig große Zahl von Werken und Aufsätzen über Jakob Böhme und an Ausgaben, bzw. Auswahlen aus seinen Schriften beschert. Es kam eben in diesem Jahre zu der allgemeinen mystischen Einstellung unserer Zeit noch das besondere Interesse hinzu, das die Erinnerung an die 300. Wiederkehr des Todestages des Görlitzer Theosophen hervorrief. Es sollen hier im Folgenden nur einige der wichtigeren Erscheinungen angeführt und besprochen werden, um dadurch allen Böhmefreunden kurze Hinweise zu geben. Zu eingehenderern Begründung ist hier nicht der Platz; ich verweise dafür auf einen größeren Aufsatz über das gleiche Thema, den ich im Neuen Lausitzischen Magazin (wahrscheinlich 1926) zu veröffentlichen gedenke, und der die gesamte moderne Böhmeliteratur seit 1900 kritisch beleuchten und im allgemeinen methodische Richtlinien für die Böhmeforschung aufstellen soll.

Drei größere Werke über Jakob Böhme sind im Jahre 1924 erschienen; als erstes das Werk Paul Hankamers **Jakob Böhme, Gestalt und Gestaltung,** das ich an dieser Stelle (1924 Nr. 48/49) gewürdigt habe. Zu zweit die zweibändige offizielle Festschrift der Stadt Görlitz zu der Jakob Böhme-Feier am 21. und 22. September 1924. Der 1. Band: **Jakob Böhme.** Gedenkgabe der Stadt Görlitz, herausgegeben von Professor Dr. Dr. Richard Jecht (Görlitz 1924, 132 Seiten und mehrere Bilder) gibt in drei Aufsätzen neue Forschungen über den Theosophen. Zunächst stellt C. Adler (S. 1—6) auf Grund der altseidenberger Schöppenbücher das Geburtshaus Jakob Böhmes fest. Dann folgt die große Arbeit des Herausgebers, Professor Jechts: Die Lebensumstände Jakob Böhmes (S. 7—75). Auf Grund seiner unvergleichlichen Kenntnis der Görlitzer (und der Lausitzer) Archive und seiner exakten historischen Methode ist es Jecht gelungen, das ganze Leben Böhmes auf eine völlig neue Basis zu stellen und zahlreiche falsche Angaben und Fabeln zu beseitigen. Als die wichtigsten Ergebnisse dieser Arbeit führe ich nur folgende an: den Nachweis eines heute noch stehenden Görlitzer Hauses, in dem Böhme von 1599 bis 1610 gewohnt hat; die Geschichte seines Sterbehauses; seine Familienverhältnisse (hier der Nachweis, daß Böhme keine Töchter gehabt hat); den Todestag (16. November 1624); seine Handschrift (die jedoch nicht sicher nachgewiesen werden kann). Ferner wird sein ganzes Leben dargestellt, ebenso das fast aller seiner Freunde und Feinde, das städtische Leben von Görlitz, wobei sich stets zahlreiche kleinere bisher unbekannte Tatsachen ergeben. Zwar hat Jecht keine zusammenhängende Biographie Böhmes geschrieben und dies ja auch gar nicht gewollt, aber er legt hier so viele Ergebnisse seines minutiösen Gelehrtenfleißes vor, daß er dadurch tatsächlich die Grundlage jeder künftigen Lebensbeschreibung des ostdeutschen Mystikers geschaffen hat. Ich glaube nicht, daß sich nunmehr noch wird wesentliches neues Tatsachenmaterial biographischer Art entdecken lassen. Die ganze Jechtsche Schrift ist jedenfalls für alle Böhmeverehrer eine köstliche Gabe. Für den 3. Aufsatz: Beiträge zum Verständnis Jakob Böhmes: Vom Wesen seiner Persönlichkeit und seiner Gedankenwelt (S. 77—129) kann hier, da er aus meiner Feder stammt, nur eine kurze Selbstanzeige gegeben werden. Die wichtigsten Ergebnisse habe ich ja zudem in populärer Form schon hier (1924 Nr. 37/39) wiedergegeben. Es wird in diesem Beitrag gehandelt über den mystischen Charakter Ostmitteldeutschlands, das geistige Leben der Heimat Jakob Böhmes, die Voraussetzungen für das Verständnis seiner Gedankenwelt, und dann schließt sich eine Darstellung einzelner wichtiger Probleme an: Der Gott Jakob Böhmes, Gott und die Natur, Gott und das Böse, vom Sinn der Weltgeschichte. Ich verweise hier noch auf die eingehende Kritik dieses Buches von H. Bornkamm, Theol. Lit.-Ztg. 1925, Nr. 8, S. 181—184.

Der zweite Band der Festschrift: **Jakob Böhme und Görlitz** (1924, 28 Lichtdrucktafeln und 5 Bilder. Preis jedes Bandes 3.80 M.) ist ein Bildwerk, wie es bisher noch nicht für unser Gebiet bestand. In prachtvoller Wiedergabe werden die Bildnisse Böhmes, das alte Görlitz, sein Grab, die Böhmehandschriften und vieles Andere veröffentlicht. Die Herausgabe hat wiederum Professor Jecht besorgt, die Zeichnungen zu einer Reihe ganz neuer Bilder stammen von dem bekannten Görlitzer Künstler Otto Engelhardt-Kyffhäuser.

Als dritte umfangreichere Veröffentlichung wäre noch zu nennen: Will-Erich Peuckert, **Das Leben Jakob Böhmes** (Jena 1924, Eugen Diederichs, 185 Seiten). Peuckert, der zwar kein Gelehrter ist, aber durch manche Veröffentlichung auf schöngeistigem Gebiete schon einen Namen hat, hätte hier die Möglichkeit gehabt, mit künstlerischer Hand auf Grund der vorliegenden Veröffentlichungen eine feinsinnige Darstellung der äußeren und inneren Entwicklung dieses großen Geistes zu geben. Aber es scheint ein Unstern über dem Buche gewaltet zu haben. Trotzdem es ein gutes Vierteljahr nach den Jechtschen Forschungen erschien, hat der Verfasser diese nicht mehr benutzen können. So ist denn das Buch schon beim Erscheinen veraltet, in fast allen

tatsächlichen Daten überholt. Trotz mancher guten Gedanken im Einzelnen fehlt dem Verfasser der Blick für die großen Entwicklungen, in die Böhme hineinzustellen ist. Er beschränkt sich vielfach auf eine resümierende, reflektierende Wiedergabe der alten biographischen Quellen, wobei leider ab und zu ein etwas unehrerbietiger Ton nicht angenehm berührt. Weiterhin aber gibt Peuckert in keiner Weise das, was eben das innerste Wesen einer wahren Böhmebiographie ausmachen muß: die Geschichte des inneren Reifens des Theosophen. Das Buch macht einen unausgeglichenen Eindruck, der sich wohl aus zu schneller Abfassung erklärt. (Vgl. auch des Verfassers eigene Angaben in der Monatsschrift „Die Werber" 1924, Heft 1, S. 93). Meiner Ansicht nach darf man gerade bei einer großen Böhmebiographie das horazische Rezept der neun Jahre nicht außer Acht lassen. So hätte denn das ganze Buch ungeschrieben bleiben können, wenn nicht in der Tat die Anmerkungen (S. 151 ff.) manche dankenswerte Feststellungen und Anregungen enthielten. Als Ganzes bedeutet es aber unbedingt einen Fehlschlag, einen Rückschritt in der Böhmeforschung.

Abschließend darf gesagt werden, daß es heute schon möglich ist, eine tiefgreifende Belehrung über Jakob Böhme sich zu verschaffen, und zwar für das Biographische aus dem Jechtschen Aufsatze, für die Gedankenwelt aus Hankammers anregenden Buche. Eine eigentliche Böhmebiographie bleibt allerdings noch zu schreiben.

Sehr beachtenswert sind zwei in Buchform erschienene Reden: W. Buddecke, **Der lebendige Jakob Böhme** (Vortrag, gehalten in der Deutschen Philosophischen Gesellschaft in Greifswald, Verlag Moninger, Greifswald 1924). Dieses kleine Schriftchen ist eine der wertvollsten Gaben, die uns das Böhmejahr 1924 beschert hat. Hier arbeitet ein selbständig schaffender Philosoph scharf und knapp heraus, was von Jakob Böhme nicht nur für uns, sondern als ewige Wahrheiten lebendig bleibt. Der Verfasser erfaßt Böhme als Deutschen, als Christen und Denker aus der Dreiteilung eigenster Wesenhaftigkeit heraus. Für Buddecke ist eine geschichtliche Erscheinung — Geschichte gefaßt als das in der Zeit sich entfaltende Bild des ewigen Wesens der Menschheit — dann lebendig, wenn sie den Stempel der Offenbarung des ewigen Menschheitswesens trägt. Das aber ist bei Böhme in hohem Maße der Fall. Lebendig ist er als Deutscher in der Stärke seiner Einseitigkeit, dem metaphysischen Grundzug seines Wesens, dem vollen Einsatz der lebendigen Seele, der kindlichen Natürlichkeit und Lauterkeit seines Wesens und der Mannheit im Ringen um die Wahrheit; lebendig als protestantischer Christ in der konsequenten Entwicklung über Luther hinaus in der Richtung auf ein rein mystisches Christentum. Allerdings erfaßt Buddecke meines Erachtens die Wiedergeburt durch die Kraft Christi zu stark ethisch, während sie doch wohl für den Mystiker die Schaffung eines neuen Menschentypes ist. Endlich lebendig als Denker, der in strenger Systematisierung und mit unerhörter Energie so in die Tiefe baut wie kaum je ein anderer Philosoph. Im ganzen ist das Buddeckesche Büchlein einmal eine Schrift, die der Kritiker nahezu restlos besahen kann, von der er bekennen muß, daß sie ihm Neues und Wertvolles vermittelt hat. —

Der zweite Vortrag ist von Ernst Lohmeyer in der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur in Breslau gehalten worden. (**Jakob Böhme**. Breslau 1924, Trewendt und Granier.) Er behandelt fast ausschließlich die Stellung Jakob Böhmes innerhalb der geistigen Entwicklung seiner Jahrhunderte und bietet hierin manches Wertvolle. Man kann sich aber dem Eindrucke nicht verschließen, daß Lohmeyer über keine intime Kenntnis der Böhmeschen Schriften selbst verfügt, daß er mehr aus der modernen Literatur über ihn schöpft. Lohmeyer ist nicht in die eigentlichen Tiefen Böhmeschen Denkens vorgedrungen und wird so unserm Theosophen in seiner Wertung nicht gerecht. —

Von kleineren Aufsätzen in Zeitschriften und Tageszeitungen sind sehr viele veröffentlicht worden, die meisten jedoch sind durchaus ephemerer Natur. Ich erwähne an dieser Stelle nur zwei: 1. **Beiträge aus der schlesischen Kirchengeschichte zur Jakob Böhmeforschung** von Professor Arnold-Breslau (im Korrespondenzbl. d. V. f. d. ev. Kirche Schlesiens XVII 2 [1924], S. 147—192), der in sehr fördernder Weise eine Reihe älterer und neuerer Werke über Jakob Böhme bespricht, in den aber auch zahlreiche eigene neue Feststellungen und Gedanken eingestreut sind. Und 2. von Lic. Heinrich Bornkamm einen Vortrag: **Luther und Böhme** (Evangelisches Kirchenblatt für Schlesien, 1924, Nr. 46), den ich zwar in seiner Grundthese, dem nahen Aneinanderrücken der beiden Geistesgrößen in ihren Grundanschauungen, für irrig halte, der aber trotzdem eine Menge richtiger und feinsinniger Bemerkungen bietet. Meiner Ansicht nach gehört allerdings Böhme in zwei andere Entwicklungsreihen hinein, in die Geschichte der abendländischen Mystik und die der Renaissancephilosophie (vgl. meinen Aufsatz im „Schönhof" I, 8), während er der ethischen Einstellung der Reformation fernsteht, eine Anschauung, die übrigens auch Arnold und Hankamer (vgl. s. Aufsatz Voss. Ztg. 15. Nov. 1924) teilen *).

*) Inzwischen ist H. Bornkamms umfangreiches Buch: **Luther und Böhme** in den „Kirchengeschichtlichen Abhandlungen", Heft 2, herausgeg. von Holl-Lietzmann erschienen. Das Werk, das eine der exaktesten Spezialuntersuchungen darstellt, die überhaupt über Böhme geschrieben worden sind, kann seines speziellen Charakters und seines Wertes wegen in diesem Zusammenhange nicht kurz besprochen werden, zumal auch bei der gegensätzlichen Einstellung zu Böhmes Grundgedanken, die Bornkamm und ich in unseren Schriften bekunden. Ich komme darauf zurück.

Der gleiche Böhmeforscher hat nun auch fernerhin eine kleine Böhme-Auswahl herausgegeben: **Worte Jakob Böhmes**, Görlitz, Verlag Görlitzer Nachrichten 1924, die ich als ganz vorzüglich warm empfehlen möchte. Es ist ein ganz kleines Büchlein (58 S.), das aber seinen Zweck, all denen, welche wenigstens einen Hauch Böhmeschen Geistes verspüren möchten, den heute noch lebendigen Böhme zu erschließen, voll erfüllt. Mit tiefer Liebe und feinstem Verständnis hat der Herausgeber all das herausgehoben, was Jeder, der ein Gefühl dafür hat, in sein religiöses Erleben übernehmen kann. Wertvoll ist, daß das „Gespräch einer erleuchteten und unerleuchteten Seele" (gekürzt) aufgenommen ist. Leider fehlt Böhmes schönste Schrift: „Vom übersinnlichen Leben". Vielleicht läßt sie sich in einer (hoffentlich bald nötigen) Neuauflage, die dann der Verlag nicht gar so kärglich ausstatten möge, hinzufügen.

Im allgemeinen scheint mir der Wert größerer Böhme-Auswahlen recht problematisch zu sein. Wer fähig ist, die Gedankenfülle, die z. B. die H. Kayserſche Auswahl: **Schriften Jakob Böhmes** (Der Dom, Bücher deutscher Mystik, im Inselverlag, 2. Aufl. 1925) heraushebt, in sich aufzunehmen, der wird dann doch lieber zu einer Gesamtausgabe greifen. Überhaupt scheint mir die genannte Auswahl nicht glücklich getroffen zu sein. Sie will von nahezu allen Schriften etwas geben, und gibt so von keiner genug, daß man einen geschlossenen Eindruck erhielte. Oder doch nur von einer: dem Jugendwerk Böhmes, der sogenannten „Aurora", die fast ein Drittel füllt. Ich halte diese Verteilung für geradezu verhängnisvoll. Die „Aurora" ist eine der dunkelsten Schriften Böhmes, die zudem meist nicht die endgültigen Lösungen seiner Hauptprobleme birgt und gegenüber der Klarheit seiner reifen Werke ausgesprochen unklar wirkt.

Ungleich höher steht die wunderschön ausgestattete Auswahl des Furcheverlages, die W. Goeters und W. Irmer besorgt haben: **Die hochteure Pforte** (Berlin 1921). Nur wenige Schriften sind abgedruckt, nur aus den letzten Jahren des Meisters, die uns aber tatsächlich die Quintessenz seines Denkens vermitteln können: das Büchlein von göttlicher Beschaulichkeit, die Trostschrift von vier Komplexionen, das Gespräch vom übersinnlichen Leben und (neben unwichtigeren) das Gebetbüchlein von 1624. Es liegt hier also nicht eigentlich eine „Auswahl" vor, sondern schon eine selbständige Ausgabe einzelner Schriften. Der Text ist zwar leicht modernisiert, aber sonst sehr sorgfältig bearbeitet. Dieses kostbare (nur in 750 Exemplaren gedruckte) Werk darf warm empfohlen werden.

In allerneuester Zeit ist endlich noch ein **Jakob Böhme-Lesebuch** erschienen von Paul Hankamer, dem verdienstvollen Verfasser des großen oben erwähnten Böhmewerks: **Das Böhme-Lesebuch** (1925, Verlag des Bühnenvolksbundes, Berlin). Stimmungsvoll ausgestattet, kann es einem besinnlichen Leser wirklich einige Feierstunden mit Jakob Böhme vermitteln. Wie ältere Auswahlen ist es systematisch angelegt (1. Buch: Die Persönlichkeit; 2. Buch: Das Werk) und erhebt nicht den Anspruch, wissenschaftlich in Bezug auf philologische Textgestaltung gewertet zu werden. Daß der Schieblersche Text zugrunde gelegt ist, läßt sich wohl aus dem populären Zwecke verstehen. Die Auswahl selbst ist sehr sorgfältig zusammengestellt und nicht zu knapp bemessen (über 200 Seiten). Sie stellt sich gewissermaßen als eine Sammlung der wichtigsten Quellenstellen für Hankamers großes Buch dar, ohne das sie auch nicht immer voll verständlich ist. — Die Einführung aus Hankamers kundiger Feder stellt Jakob Böhmes Nachleben und seine Wirkung auf das deutsche Geistesleben anregend dar. Leider stören zwei Druck- oder Schreibfehler: zweimal erhält Richard Jecht einen falschen Vornamen und der Böhmeforscher Bornkamm erscheint gar als „Bormann". Und noch Eins: ich teile zwar Hankamers Anschauung, daß Böhme nicht in eine engere Beziehung zu Luther zu setzen ist (gegen Bornkamm) in vollem Maße. Hankamer ruft mich ja auch S. 2 als Zeugen dafür auf. Gewiß: Böhme ist in konfessionellem Sinne nicht Lutheraner. Aber ich muß Hankamers Auffassung entgegentreten, daß — rund herausgesagt — die deutsche Mystik eine rein katholische Angelegenheit sei, daß also der Protestantismus keinen Anteil habe an dem Edelsten, was deutsche Frömmigkeit aus sich geboren hat. Diese Anschauung macht sich doch an manchen Stellen der Einleitung (S. 2 und 10) wie auch in seinem größeren Werke bisweilen geltend. So wenig wie Böhme im Grunde kirchlicher Lutheraner des 17. Jahrhunderts war, ist Meister Ekkehart, dessen Ende eine merkwürdige Ähnlichkeit mit Böhme aufweist, gläubiger Katholik. Denifles Abneigung gegen ihn beweist allein dies zur Genüge. Im Gegenteil: die ganze große deutsche gotische Mystik des Mittelalters ist ja nichts anderes als eine notwendige Reaktionserscheinung gegen den sich dogmatisch festlegenden und damit religiös steril werdenden Katholizismus. Alle Mystiker sind „Protestanten", nicht

Böhme allein! Bezeichnend ist es doch, daß Angelus Silesius' weiter Geist, in dem ich überhaupt nichts Katholisches (im konfessionellen Sinne) sehen kann, sich nach seinem Übertritt zur katholischen Kirche vielfach in bedauerlicher, öder Schimpferei betätigt. Nein, man höre doch endlich damit auf, diese großen, nur aus sich selbst schöpfenden Genies unter diesem Gesichtspunkte zu werten. Sie alle, Meister Ekkehart und Böhme, der Goethe des Faust und Beethoven und der junge Luther, sind gute Protestanten, d. h. aus ihrer unerschöpflichen, deutschen Seele strömt frei von aller Bindung der Vergangenheit neu das ewige religiöse Weistum aus der Tiefe empor. —

Doch nach dieser kurzen, aber nötigen Abschweifung zurück zu unserer Aufgabe.

Leider fehlt uns ja immer noch eine moderne auf solider textkritischer Grundlage ruhende Gesamtausgabe. Daß im Jahre 1922 die alte unzureichende Schieblersche Ausgabe vom Verlage A. Barth noch einmal in einem (übrigens technisch sehr minderwertigen) anastatischen Neudruck aufgelegt worden ist, läßt sich auch nur zur Not durch den Mangel an einer besseren entschuldigen. Es ist das die dringendste Zukunftsaufgabe der Böhmeforschung überhaupt, hier endlich einmal gründlich Wandel zu schaffen; die wichtigste Aufgabe, aber auch vielleicht die schwierigste.

Inzwischen hat Lothar Schreyer die Schrift **Vom dreifachen Leben des Menschen** (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, o. J. [1924], 592 S.) nach der Ausgabe von 1730, jedoch in Sprache und Interpunktion modernisiert, neu veröffentlicht. Die sehr ansprechende Ausstattung macht die Lektüre dieses so überaus bedeutsamen Böhmewerkes zu einer wahren Freude, die Einleitung jedoch weist mehrere Irrtümer auf und bringt m. A. durch allerhand moderne anthroposophische oder theosophische Lehren in Böhme geradezu irrige Anschauungen hinein, die nur verwirren können. Ein kurzer beigefügter Index Böhmescher Fachausdrücke mit knappen Erläuterungen (meist nach Gichtel) wird willkommen sein. Ich wünschte dieses schöne Büchlein recht vielen besinnlichen Menschen zu beschaulicher Lektüre in stillen Stunden.

Diese kurzen vorangehenden kritischen Auseinandersetzungen haben, wie ich nochmals betonen möchte, nicht den Zweck wissenschaftlicher Kritik, sondern wollen nur rein praktische Ratschläge geben allen Böhmeverehrern und denen, die sich gern einmal von dem geistigen Reichtum dieses tiefer schauenden Denkers berühren lassen wollen. Ich glaube fest, daß Paul Hankamer damit recht hat, daß Jakob Böhme gerade in der Zukunft auf unsere deutsche Geisteskultur einen tiefen, befruchtenden Einfluß ausüben wird. Wenn es wahr ist, daß ein dreihundertjähriger Rhythmus durch die Menschheitsentwicklung geht — und die Geschichte der abendländischen Mystik scheint mir das mit ihren epochalen Jahrhunderten 11, 14 und 17 zu erweisen — so wird auch das 20. Jahrhundert einen mächtigen Aufschwung dieser Geistesströmung zeigen. Und Jakob Böhme ist, wie ich fest überzeugt bin, berufen, einer der Hauptführer dieser vielversprechenden Entwicklung zu werden. So mögen denn die wertvolleren unter den Böhmeveröffentlichungen der letzten Jahre an ihrem Teile helfen, diesen Geist zu stärken *).

Görlitz Felix Voigt

Bücher und Schriften

Theologische Ethik. Von Georg Wünsch. Sammlung Göschen. Berlin u. Leipzig, W. de Gruyter u. Co. 1925. 126 S. 1,25 M.

Die kleine Schrift ist gewichtig an Inhalt. Es ist ganz selbstverständlich, daß, weil ich so urteile, ich auch Vieles in ihr strittig finde. Gerade dadurch, daß sie nicht nur unbestreitbare Wahrheiten bietet, ist sie mir anregend, ja zum Teil fesselnd gewesen. Man fühlt sich gezwungen, sich mit ihr gedanklich auseinanderzusetzen. Zuletzt hat man oder hatte ich doch wesentlich den Eindruck, daß es mehr die Methode der Gedankengewinnung sei, der ich mich nicht anschließen könne, als ihr Resultat, die sittlichen Gedanken selbst, die Wünsch vertrete. Wünsch spricht sich nicht näher darüber aus, welche Theologen und Philosophen der neueren Zeit er, soweit er sich „Schüler" nenne, auf sich habe wirken lassen. Mein Eindruck ist, daß er wohl von Troeltsch ausgegangen sei und gerade in der Methode sich von ihm habe weisen lassen. Es ist die Verbindung von aprioriischer und historischer Ableitung des Ethos, die ihn mit Troeltsch verbunden erscheinen läßt und wo ich ihm widerspreche. Zwar dagegen habe ich nichts einzuwenden, daß „das Ethos", das Sittlich-Gute in lebendiger Verwirklichung, will sagen: in der konkret höchsten, der christlichen Gestalt und Kraft des Wirkens, so aprioriischen wie historischen Charakter an sich trage. Aber ich kann es nicht richtig finden, das Unableitbare und das Gewordene, das Ewige und das Geschichtliche, zunächst zu trennen und nachträglich gewissermaßen aufeinander abzustimmen; sondern ich meine, beides sei in dem christlichen Liebesgedanken in Einem Akte gesetzt und leuchte uns Menschen als ebenso abhängig von der Geschichte wie unabhängig von ihr ein, wenn oder in dem Maße als die Person Christi sich unserem inneren Verständnis erschließe und es uns „antue", uns als Personen ergreife, überwinde. Was Liebe ist, lernen wir erst „ganz" in seinem tiefsten Wesen erschauen an Jesus Christus und lernen es in dem gleichen Akte und Maße begreifen als in sich selbst „begründet", will sagen: alles worum es gehe, wenn von Liebe solle gesprochen werden, hätten wir „erfahren", als Jesus Christus in der Geschichte erschien, und hätten es doch nur so erfahren, daß es als Überindividuelles, Transsubjektives über der „Darstellung", in der es uns in ihm entgegentrete, sich „erschließe". Es handelt sich nicht um Nachahmung, aber Nachfolge Jesu und um den Gedanken, daß diese Person eine Offenbarung dessen vor unserem inneren Sinne sei, was dieser „Sinn" in geheimem Sehnen „eigentlich" in jedem Menschen — jedem Wesen, das die Schwelle zum „Menschentum" erreicht habe — suche, deshalb „einleuchtend" finde, indem er es „kennen lerne". Es ist der johanneische Gedanke von Jesus als dem „Lichte" der Welt, der in den Mittelpunkt gerade der Ethik treten muß.

Wünsch konstruiert zuerst den aprioriischen Gedanken eines unbedingten Sollens und füllt ihn dann inhaltlich von Jesu „Verkündigung" über „Gott" her. Das unbedingte Sollen, das Kant entdeckt habe (als Element der Vernunft), verlange für alles sittliche Tun persönliche „Entscheidung". Es bedeute aber der Sache nach nur das formale Wesen des Sittlichen oder Guten, nach der materialen inhaltlichen Seite sei es unvermeidlicherweise im Grunde völlig individuell, jedoch in historischen Kreisen „auch" von irgendwelcher umfassenden, die Geister beherrschenden, sie zu einer Gemeinde verbindenden ideellen Art. Wünsch meint, das letzte, nur eben begrifflicherweise unerreichbare Ziel der Ethik als der Wissenschaft vom Ethos sei das, nach induktiver Methode aus allen historisch-individuellen bzw. historisch-sozialen Inhalten „den" Inhalt des Sittlichen zu erheben. Als Theologe genügt er sich, den Inhalt des Christlich-Sittlichen, das von Jesus gezeigte Ideal und die von ihm erzeugte sittliche Atmosphäre aufzudecken und auf seinen „verpflichtenden" Charakter zu prüfen. Natürlich widerspreche ich nur mit Maßen. Mir tritt bei Wünsch das „Bild" Jesu Christi nicht genügend in den Mittelpunkt, und er kann daher nicht voll die Bedeutung des genuinen Liebesgedankens für den Wert des Menschentums zeigen, d. h. für den Sinn, den das Dasein von „Menschen" für sie selbst hat.

Aber nun sei das ausdrücklich hinzugefügt, daß Wünsch sich freilich doch sehr ernst und auch vielfach erfolgreich „mit" um den Liebesgedanken bemüht. Aber er würde statt „Liebe" vorziehen zu sagen „Güte", und das sentimentalisiert unwillkürlich den Gedanken von ihr und macht ihn für Wünsch dessen bedürftig, als nur einer von den sittlichen Gedanken, insonderheit „neben" dem des Heiligen, behandelt zu werden.

Jedoch, wo fände man ein Ende in der wissenschaftlichen Verhandlung über das sittliche Problem? Und nirgends sind wir Theologen uns doch innerlich, stimmungsmäßig näher als da, wo wir „Ethiker" sind. Die Ethik ist die wahre Friedensdisziplin in der Theologie. Ich wenigstens bin immer nur dankbar, wo ich erwogene eigenartige Ausführungen über das Ethos treffe. Und daran bietet Wünsch mehr, als man dem kleinen Schriftchen, zumal als doch „volksmäßig" eingestelltem, auf „Laien"interesse mitberechnetem (in der Sammlung Göschen!) in erster Erwartung zutraut.

Die Grenze des Schriftchens ist das „Prinzipielle", will sagen, das Absehen von den Problemen, die das „soziale" Leben als solches bietet. Ich wünsche und denke, daß das Schriftchen seinen Weg macht und bald zu einer zweiten Auflage kommt. Dann muß das Literaturverzeichnis, das S. 5/6 vorangeschickt ist, etwas besser, d. h. übersichtlicher gestaltet werden; so wie es ist, sehe ich keinerlei Ordnung darin, weder alphabetische, noch chronologische, noch thematische, noch materielle, kurz gar keine.

Ferdinand Kattenbusch

Über den Dingen. 366 Gedanken und Gedichte deutscher Denker und Dichter. Ausgewählt von Gerhard Merian. 5. Folge von „Du und die Welt". Berlin-Zehlendorf, Gerhard Merian-Verlag 1926. 123 S. 1.30 M.

Schon wieder liegt ein handliches und sauberes Büchlein der bekannten Reihe vor. Mit Sorgfalt und Geschmack ist für jeden Tag je ein Spruch oder Gedicht ausgewählt, wobei wieder in nachahmenswerter Weise lebende Dichter und Denker bevorzugt werden. Diese Sammlung eignet sich gut als Geschenk zur Einsegnung. H Sch

Mein Freund der Regenpfeifer. Von Bengt Berg. 2. Aufl., 5.—7. Tausend. Berlin, Dietrich Reimer 1925. 74 Abbildungen. 112 S. Geb. 7 M.

Dies hübsche, herzige — und lehrreiche Buch von einem wilden Vogel, der sich mit Menschen innig befreundete, sollen unsre Leser lesen. Es eignet sich auch, wo man Profanes schenken will, vortrefflich zum Konfirmationsgeschenk für beide Teile. R

*) Das neue Buch von Rufus Jones, Geistige Reformatoren des 16. und 17. Jahrhunderts (Quäkerverlag, Berlin-Biesdorf 1925) verlangt eine eigene Besprechung, die in einer der nächsten Nummern der Christlichen Welt folgt.

Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage

Der Tiefstand der Krise — Regungen der Wirtschaftsvernunft*)

Allmählich ist die Zahl der Arbeitslosen und Kurzarbeiter zum Gradmesser der gegenwärtigen Wirtschaftskrise geworden. Mit Recht; denn sie zeigt einmal den Beschäftigungsgrad in Industrie und Landwirtschaft, und damit deren Erwerbsmöglichkeit an; dann gibt sie auch Auskunft über die mögliche Lebenshaltung der Massen, also über deren soziale Lage, die um so furchtbarer ist, als die Erwerbslosen glauben, durch die Schlechtigkeit der oberen Klassen in ihrem Elend zu sein. Eine Besserung ist in den letzten Wochen nicht eingetreten. Man muß mit einer Zahl von 2 Millionen Arbeitslosen, von 2,6 Millionen Ausgesteuerten und 2,5 Millionen Kurzarbeitern rechnen, welch letztere nun nach dem Beschluß des sozialpolitischen Reichstagsausschusses ebenfalls für den 3., 4. und 5. Tag der Woche Unterstützung erhalten sollen. Wenn Gefühle für die Lage nicht täuschen, dann dürften wir jetzt am Tiefpunkt der Arbeitskrise angelangt sein. Wo die Zahlen sich in der letzten Woche vermehrt haben, sind sie langsam gestiegen; einige Arbeitsämter melden leichten Rückgang, so da, wo Arbeiter für Landwirtschaft und Baugewerbe benötigt werden; immer gleich schwer ist die Krise in der Metallindustrie.

Mit der Arbeitslosigkeit hängt zusammen die Zahl der Konkurse. Sie hat im Januar die noch nie dagewesene Zahl von 2092 bei 1553 Geschäftsaufsichten erreicht; dabei sind die nicht mitgerechnet, die überhaupt wegen glatter Abwicklung oder mangels Konkursmasse nicht zur Eröffnung kommen. Wie hinter der Arbeitslosigkeit, so verbirgt sich auch hinter diesen Konkursen eine Fülle von Aufregung, seelischer Qual und Verzweiflung, von der wir wohl im einzelnen nichts erfahren, die uns aber trotzdem bewegt. Dennoch vollzieht sich, so hart es zu sagen ist, damit ein heilsamer wirtschaftlicher Prozeß. Das Ergebnis des riesenhaften Anschwellens von selbständigen Unternehmen in der Inflationszeit kann auf die Dauer nicht getragen werden. Die Zahl der Aktiengesellschaften wuchs von 1914 bis 1923 von rund 10 000 auf rund 17 500; 1924 trat eine Verminderung um 546, 1925 eine solche um 1953 ein. Die Zahl der Gesellschaften mit beschränkter Haftung hat sich in derselben Zeit von rund 35 000 auf rund 80 000 erhöht und ist 1924 um rund 550, 1925 um rund 6200 zurückgegangen. Für sonstige Firmen konnte ich genaue Zahlen nicht erlangen. Aber dieses Anwachsen zeigt, daß wir sicher noch nicht am Ende der Reinigungskrise angelangt sind; wir können bei dem verminderten Nachkriegs-Konsum und -Umsatz diese fürchterliche Geschwulst einfach nicht mehr schleppen. Die Sünden der Inflation müssen heute gebüßt werden. Ich gebe einige interessante Stichzahlen der Konkurse früherer Jahre. 1905 bis 1914 bewegten sie sich zwischen 7 und 9 Tausend jährlich, gingen während des Krieges ständig zurück bis 1918 auf 816; 1923 gar auf 263 (!), um dann rapide auf 11 000 im Jahre 1925 anzusteigen. Damit ist aber bei weitem die zu fordernde Reduktion noch nicht erreicht.

Erfreulicherweise erkennt man in allmählich steigendem Maße bei den führenden Industriekreisen selbst die Notwendigkeit gründlicher Umstellung. Es macht sich etwas wie frische Luft fühlbar; die einschneidende Not hat einen Willen von zweifellosem Ernst erweckt, der sich vorläufig freilich erst in Worten, Plänen und Forderungen an sich selbst zeigte. Zwar hat das Handwerk bei der Tagung seines Reichsverbandes Mitte Januar in Berlin noch wenig Entschlossenheit gezeigt, zu einer gesunden Geschäftsgebahrung zurückzukehren. Seine Vertreter wandten sich in größter Erregung gegen die Gesetzentwürfe des Reichswirtschaftsministeriums, die den Preisabbau einleiten sollen — soweit sie das Handwerk selbst betrafen; gegen die übrigen hat es offenbar nichts einzuwenden. Dasselbe geschah in zahlreichen Provinzversammlungen. Die verurteilten Gesetzentwürfe fordern, daß bei Vergebung öffentlicher Aufträge die freie Konkurrenz wiederhergestellt und durchaus gesunde Veränderungen in der Gewerbeordnung durchgeführt würden. Und das Handwerk ist keineswegs frei von Mißständen, welche die Innungen analog den Kartellen pflegen. Die Rechnungen des Handwerks sind, wie Mancher aus eigener Erfahrung weiß, horrend hoch und enthalten kaum erschwingliche Preise, für die nicht die Ungunst der Lage allein verantwortlich gemacht werden kann.

Für Gesundung in Form von Verbilligung sind dagegen besonders die weiterverarbeitenden Industrien empfänglich. So die Bekleidungsindustrie. Am 9. Februar traten in Berlin die Vertreter von 17 Verbänden der deutschen Bekleidungsindustrie zusammen. Die Gedanken, die da zum Ausdruck kamen, waren durchaus gesunder Natur: möglichst hohe Löhne, um die Kaufkraft der breiten Masse zu stärken, Reduktion der eigenen Unternehmungen auf die Hälfte, also auf Vorkriegsstand, Sicherheit und Ehrlichkeit in den Verkaufs-, Zahlungs- und Lieferungsbedingungen, Vermeidung von Überproduktion, indem nicht auf Lager, sondern nur auf Bestellung gearbeitet wird; Verpönung des Geschäftsindividualismus; Typisierung des Produktes und Erziehung des Publikums dazu, Typenware zu kaufen. Geklagt wurde über die zu hohen Preise der von der Textilindustrie gelieferten Stoffe; daher Abbau der Hochschutzzölle, welche der Textilindustrie ein geradezu glänzendes Geschäftsjahr ermöglichten.

Neues Leben scheint auch in den Willen zur Beseitigung der Wohnungsnot gekommen zu sein. Das Reichsarbeitsministerium hat eine Denkschrift ausgearbeitet, in der sie eine Belebung der deutschen Bauindustrie durch Zuführung von Krediten herbeigeführt sehen will. In Deutschland fehlen zur Zeit etwa 600 000 Wohnungen, zuzüglich eines jährlichen Neubedarfs von 150 000 Wohnungen; die Wohnungsbauprogramme sehen aber nur den Bau von höchstens 90—100 000 Wohnungen jährlich vor. Der Grund ist das Fehlen von Baukapital. Vor dem Krieg flossen dem Baumarkt etwa 1200 Millionen Mark aus Realkrediten zu; in den beiden letzten Jahren aber nur 350—400 Millionen; dazu kommen aus der Mietzinssteuer etwa 500—600 Millionen. Der Minister schlägt nun vor, den benötigten Rest durch Auslandshypotheken zu beschaffen, die aus der Hauszinssteuer verzinst werden sollen. Langfristige Gelder sind auf dem deutschen Kapitalmarkt immer noch kaum zu bekommen, kurzfristige dagegen genug, schon zu 5½ %, ja sie gehen zu noch niedereren Zinsen ins Ausland. Man hat kein Vertrauen, der deutschen Wirtschaft Geld auf lange Zeitspannen zu leihen, auch für Wohnungsbau nicht. Es ist übrigens erstaunlich, was in einzelnen Kommunen bei gutem Willen aller Beteiligten im Bau von Kleinwohnungen geleistet werden kann, dafür gibt es Beispiele. Aber der gute Wille ist nicht überall da. Gewisse Kreise haben offenbar gar kein Interesse an intensivem Wohnungsbau; denn einmal — so hofft man — muß doch die Aufhebung der Mieterschutzgesetze kommen, dann kann man bei Wohnungsmangel die Mieten beliebig steigern und sich für die „magere" Zeit schadlos halten. Der Zentralverband der deutschen Haus- und Grundbesitzervereine hat im Januar in Berlin eine große Kundgebung gegen die Bodenreform veranstaltet; der einzige Grund, der gegen sie außer persönlichen Interessen vorzubringen war, bestand in dem Gespenst der Sozialisierung des Bodens, das man in den abscheulichsten Farben an die Wand malte. Diese Kundgebung war wohl gedacht gegen die 30. Jahrestagung der Bodenreformer, die vom 21. bis 24. November in Berlin stattgefunden hatte. Dort sind der anhaltische Ministerpräsident (Deist) und Landtagspräsident (Peus) gefeiert worden, weil es ihnen gelungen war, mit Hilfe der sozialdemokratischen Fraktion in Anhalt ein Grundwertsteuergesetz nach bodenreformerischen Grundsätzen durchzubringen.

Daß die Wohnung einer der wichtigsten Faktoren für die soziale und seelische Hebung eines Volkes ist, wichtiger fast als der Lohn und die Arbeitszeit, sollte doch auch das durch Bodenbesitz mit Scheuklappen behaftete Mitglied des Hausbesitzervereins sehen. Und da im Notfall selbst die „Unmoral" einer Sozialisierung nicht zu scheuen, wäre die Größe der Sache wohl wert. In einer Denkschrift, welche die Reichsregierung dem Reichstag über den Gesundheitszustand des deutschen Volkes in den Jahren 1923 und 1924 vorgelegt hat, werden zwar hoffnungsvolle Töne angeschlagen, aber die Gefahr der Tuberkulose und Geschlechtskrankheiten, die unter Anderm auch durch ungünstige Wohnungsverhältnisse stark gefördert werden, besteht nach wie vor. In Berlin wird für das Jahr 1925 zum ersten Male wieder in den vom Direktor des statistischen Amtes der Stadt herausgegebenen Wirtschaftsberichten ein Geburtenüberschuß von 1753 Fällen angegeben. Das ist im Vergleich zur Vorkriegszeit sehr wenig, aber viel, wenn man in Erwägung zieht, daß der Überschuß an Sterbefällen in Berlin betrug 1924 5633; 1923 noch 10 908.

Neben den Wohnungsverhältnissen ist für die Volksgesundheit von größter Wichtigkeit der Alkoholkonsum. Es stehen mir augenblicklich sichere Zahlen hierfür nicht zur Verfügung; aber bei der allgemeinen Verarmung ist wohl anzunehmen, daß er gegenüber der Vorkriegs- und Inflationszeit zurückgegangen ist. Vor allem in Form von Weingenuß. Die Kellereien klagen über Absatzmangel trotz des mittelmäßigen Weinjahrs 1925. In manchen Winzergegenden, so vor allem im Moselgebiet, herrscht bitterste Not, die sich kürzlich in einer Winzerversammlung zu Koblenz erregt, fast demagogisch Luft machte. Dagegen haben, wie es scheint, die Brauereien über Absatz nicht zu klagen; der billigere Alkohol in Form von Bier findet offenbar reichlich Zuspruch, nach dem Stand der Brauereiaktien und den ausgeschütteten Dividenden zu schließen. Die Gewinne der Schultheiß-Patzenhofer Brauereien A.-G. allerdings, welche dem Ostmark-Schultheiß-Kahlbaum-Konzern angehören, werden wohl kaum überboten worden sein. Aus dem vorliegenden Geschäftsbericht ist zu ersehen, daß durch Schultheiß-Patzenhofer Biere verdient wurden durch Verringerung von Schulden 4,5 Mill., durch Zugänge von Aktivposten nach sehr hoher Abschreibung 4,65 Mill., in Erhöhung von Guthaben 4,35 Mill., in Reingewinn 4,24 Mill., macht zusammen 17,73 Mill. Mark. In einem „Aufwertungsausgleich"-posten stecken noch weitere etwa 5 Mill. Zuwachs, so daß bei einem Stammkapital von 25 Mill. etwa 22 Mill. Mark verdient wurden. Ausgeschüttet wurden „nur" 10 Prozent. Bemerkenswert ist die Klage über allzuhohe Steuern, die 21,4 Mill. Mark betragen hätten; verschwiegen aber wird, daß davon etwa 20 Mill. vom Konsumenten im Bierpreis bezahlt werden und so wieder an die

*) Wir möchten mit diesen fortlaufenden Berichten die ernsthafte Erfüllung der Botschaft von Stockholm unterstützen. DH

Brauereien zurückfließen. Auch sucht man zu erweisen, daß ein Preisabbau beim Braugewerbe ganz ungerecht sein würde. (Vorwärts vom 7. Februar.)

Ist diese Erscheinung ein Zeichen des Aufblühens der deutschen Wirtschaft von zweifelhafter Erfreulichkeit, so weht sicherlich ein frischer Wind in der Etatsrede, die der neue Finanzminister Dr. Reinhold am 10. Februar im Reichstag hielt. Sie läßt sich in die Stichworte zusammenfassen: Äußerste Sparsamkeit in der Bewirtschaftung des Reiches, der Länder und Gemeinden, Vereinfachung der Verwaltung ohne Beamtenabbau und weitgehende Steuerermäßigung (Umsatzsteuer von 1 auf 0,6 %; Ermäßigung der Fusionssteuer; Herabsetzung der Kapitalverkehrs- und Grunderwerbssteuer auf die Hälfte, Fortfall der Wertzuwachs- und Luxussteuer). Diese selbständigen und klaren Ausführungen haben Vertrauen erweckt. Damit soll versucht werden, einen der Gründe des das letzte Mal gezeichneten Wirtschaftsunsinns zu beseitigen. Den Worten müssen freilich die Taten so folgen, daß diese Projekte sich in einer fühlbaren Verbilligung der Konsumentenpreise auswirken.

Man sieht, in Industrie und Staat bricht sich die Einsicht Bahn, und an verschiedenen Punkten zeigt sich ein frischer, aufrichtiger Wille zur Besserung der wirtschaftlichen Notlage. Diese ist allerdings verzweifelt; so kann es nicht mehr lange bleiben. Und es kann sich zunächst nur um eine Beseitigung der gröbsten Übel handeln. Aber zunächst ist dieses Wichtigste zu tun, die Wirtschaft so in Gang zu bringen, daß die Beschäftigungslosigkeit in erträgliche Grenzen zurückgedämmt wird. Dann wird man sehen müssen, ob ein weiterer wirtschaftlicher Aufstieg möglich sein wird.

Marburg Georg Wünsch

Wöchentliche Chronik

Der Reichstag hat auf Antrag des Zentrums die Reichsregierung um Vorlegung eines Gesetzentwurfs ersucht, durch den für alle im öffentlichen Dienste stehenden Personen die Herausforderung zum Zweikampf und die Annahme einer solchen Forderung als Grund zur Entlassung oder fristlosen Lösung des bestehenden Vertragsverhältnisses bestimmt wird. Die Deutschnationalen stimmten dagegen, was Abgeordneter Mumm in Rb 32 zu rechtfertigen sucht.

Die Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen hat dem Deutschen Ev. Kirchenausschuß 3000 Mark zu Studienbeihilfen für Söhne von Geistlichen und Kirchenbeamten, die im Kriege gefallen sind, zur Verfügung gestellt.

Der preußische Kirchensenat hat beschlossen, einen kirchenmusikalischen Facharbeiter beim Evangelischen Oberkirchenrat zu berufen, und Richtlinien für die Verleihung der Amtsbezeichnung Kirchenmusikdirektor aufgestellt. — Zu Mitgliedern des Spruchgerichts wurden die Professoren Seeberg und Deißmann, zu ihren Stellvertretern Lütgert und v. d. Goltz ernannt.

Der Lippesche Landeskirchenrat hat schon für Februar d. J. 15 v. H. der Gehälter sämtlicher Geistlichen einbehalten, weil der Haushalt 90 000 M. Defizit hat und eine Erhöhung der Landeskirchensteuer über 15 v. H. für ausgeschlossen erscheint.

Der Papst hat die Auffrischung des „Jüngsten Gerichts" von Michelangelo angeordnet und verfügt, daß die seinerzeit von dem Maler Daniele di Voltero „bekleideten" Gestalten wieder im alten nackten Zustand dargestellt werden sollen, weil „Niemand das Recht hat, die schönsten Kunstwerke Michelangelos auf diese Weise zu entweihen".

Eine Versammlung evangelischer Polen Oberschlesiens in Kattowitz hat beschlossen, die dortigen Gemeinden von der unierten evangelischen Kirche Oberschlesiens abzutrennen und die Unterordnung unter die Kirchenbehörden in Warschau und Teschen vorzubereiten, „weil die unierte evangelische Kirche in Polnisch-Oberschlesien noch immer dem preußischen Oberkirchenrat unterstehe und die preußische Agende noch im Gebrauch sei". Tatsächlich ist die Kirche seit Juni 1923 selbständig.

Die minderheitsfeindlichen Kirchenschulgesetze in Rumänien, die staatlichen Lehrplan, Verbot der Aufnahme von Privatschülern, Verschärfung der staatlichen Kontrolle und Beschränkung der Begründung neuer Kirchenschulen enthalten, sind vom Parlament angenommen, obwohl § 9 des Friedensvertrags die Autonomie der Kirchenschulen festgelegt hat.

Ungarische Kriegsgefangene, die in Sibirien zurückgeblieben sind, haben dort fünf ungarische Dörfer begründet, in denen drei ungarisch-reformierte Gemeinden von zusammen 385 Seelen bestehen. Drei frühere Studenten der Theologie, die ebenfalls in Kriegsgefangenschaft geraten waren, haben die geistliche Versorgung dieser Gemeinden übernommen.

Von Personen. Berufen: Prof. D. Erich Seeberg in Breslau nach Halle für Kirchengeschichte als Nachfolger von Loofs. Promoviert: Professor Dr. Karl Pröhle an der Evangelisch-Theologischen Fakultät Oedenburg (Fünfkirchen, Ungarn) zum D. von Leipzig. Gestorben: Professor D. Johann Wilhelm Rothstein in Münster; Karl Nagy, ungarischer reformierter Bischof in Klausenburg, Siebenbürgen. E St

Kleine Mitteilungen

Den Gipfel karnevalistischer Unmoral scheint ein Cafe-Restaurant-Besitzer in Weimar (weshalb nennt man den Namen nicht) erstiegen zu haben, der zu einer „gewaltigen Confettischlacht bei der Höhe 304" einlädt. Wie lange ist es eigentlich her seit dem Kriege? Berliner Lokalanzeiger und Frankfurter Zeitung sind eins in der Verurteilung. Aber noch einmal, weshalb schont man des Namens? Er stand doch unter der Einladung! Und mußte selbst dieses Ärgernis fahrlässigerweise parteipolitisch ausgeschlachtet werden?

Im jüngsten Heft der Eiche (1926, 1) beklagt Prof. D. Bornhausen, daß das Konzil von Stockholm versäumt hat, eine gemeinsame Totenfeier für die im Welttriege Gefallenen zu veranstalten. Seine Worte werden einen tiefen Eindruck machen. Es ist in der Tat die tiefste und reinste Gelegenheit christlicher Verbrüderung unter den Weltvölkern versäumt worden. Und ganz gewiß: „es wäre gar nichts gewagt gewesen". Unwiederbringlich ist die gewiesene Stunde vorüber. — Ein andres Verwandtes aber könnten wir üben. Volkstrauertag! Man geht doch nur mit Bangen in die Kirche und auf den Friedhof. Warum? Weil wir Deutschen nicht einmal angesichts unsrer toten Krieger den Streit um Farben und andre Sondermeinungen lassen können. Weil wir auch des Predigers nicht sicher sind, daß er die schont, die zum heutigen deutschen Staat und seiner Verfassung stehen. Wir haben schwarz-weiß-rote und schwarz-rot-goldene Feiern gehabt — und haben sie heute noch — am selben Orte, am selben Tage. Vielleicht hilft der Volkstrauer-Sonntag uns zur Besinnung auf das gemeinsame Erbe. Es ist doch schade, daß uns das Symbol des „unbekannten Soldaten" versagt blieb.

Unser Freund D. Fuchs ist vom Landgerichtspräsidenten in Eisenach verklagt worden als „hinreichend verdächtig", die Eisenacher Richter beleidigt zu haben. Am 17. März hat er Termin in Gotha. Dabei ist nichts klarer am Tage, als daß er an die Eisenacher Richter mit keinem Gedanken gedacht hat. Im Gegenteil ist seinem Artikel (1925 Sp. 914) der Vorwurf gemacht worden, er sei zu allgemein gehalten (Sp. 1019). Wir haben einen umfangreichen Aufsatz über „Rechtsnot" im Pult, und wir überlegen andauernd, wie es der Theologe, der Pfarrer, die Kirche machen soll, offen über diese Dinge zu reden, ohne jemandem Unrecht zu tun. Aber tut man nicht auch Unrecht, wenn man schweigt? — Was denken sich die Verkläger eigentlich für einen Gewinn bei der Aktion? Wird der Verklagte zu ein paar Mark Strafe verurteilt, was ist damit gesühnt? was gebessert? Wird er frei gesprochen, was ist damit gewonnen? Etwas ganz Unnützes, Sinnloses geschieht, das so oder so nur Ärgernis verursacht und den Zwiespalt in unserem Volke erweitert. Höchstens kann die Kirche, wenn sie den Augenblick begreift, den Gewinn davon haben, daß die Arbeiterschaft sieht: es gibt Pfarrer, die ganz zu ihr stehen. Denn daß das Bürgertum seine Pfarrer hat, braucht nicht erst entdeckt zu werden. Wir geben damit kein Allgemeinurteil ab.

Die diesjährige Herbstzusammenkunft des Bundes für Gegenwart ist, wie seit Mitte Januar gemeldet, auf 5. und 6. Oktober angesetzt (Nr. 2 Sp. 96), und zwar soll sie in Köln stattfinden (Nr. 3 Sp. 147). Nun wird uns soeben mitgeteilt, daß der Gustav Adolf-Verein vom 4.—6. Oktober in Düsseldorf tagen will. Was bleibt uns übrig, als nach dem Satze Cedo maiori auf einen andern Termin zu gehen? Aber es ist eine harte Sache für uns. Da wir auf die Ferien Rücksicht nehmen müssen, ist die Auswahl unter den Tagen für uns immer gering. Die Entscheidung hat Köln. R

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Eine Erleichterung

in der Auswahl von guten Büchern,

die zu Konfirmations- oder Ostergeschenken sich eignen, bietet das diesem Heft beiliegende für die Freunde der „Christlichen Welt" bestimmte Vorzugs-Angebot des Leopold Klotz Verlags in Gotha

Walter Flex
Gesammelte Werke

Erstes bis zehntes Tausend / Zwei Bände mit über 1000 Seiten 8°
In Ganzleinen zusammen M 16.—. Mit der Hand in Halbleder geb. jeder Band M 18.—

Die ersten Urteile der Presse:

„In der Dichtung von Walter Flex ist alles reinstes Gefühl, edles Ebenmaß in der Form, vornehme Gesinnung, hohe gedankliche Kraft. Der Ausgabe vorangestellt ist ein warmes und fesselndes Lebensbild des Gefallenen, dessen jäh abgerissene dichterische Tätigkeit heute allmählich wie in die Breite auch in die Tiefe zu wirken beginnt." Kölnische Zeitung

„Man begrüßt in diesen Bänden alles Wesentliche, was Walter Flex als Lyriker, Epiker und Dramatiker in dem kurzen steilen Aufstieg seines Dichtertums geschaffen hat. Neu sind, auch für den Flexkenner, eine Reihe wertvoller Prosastücke aus dem Nachlaß." Tägliche Rundschau

„Dem Dichter konnte kein schöneres Denkmal gesetzt werden als diese Ausgabe seiner gesammelten Werke. In zwei stattlichen Bänden, die schon durch ihre Ausstattung mit zu dem Besten gehören, was im Buchhandel in letzter Zeit erschienen ist, geben die klar geschauten und gestalteten Dichtungen ein Bild von Walter Flex' Persönlichkeit, das leben und wirken wird, so lange das Wort Vaterland Begeisterung weckt und die Sehnsucht der Jugend Reinheit heißt, so lange Schwermut Männerherzen erfüllt und Heldentat gepriesen wird, so lange es ein Deutschland gibt." Der Jungdeutsche

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung / München

Die Klassiker des deutschen Hauses

gehören zu den besten

Konfirmationsgeschenken

Bis jetzt erschienen:

Goethe 10 Bände — **Schiller** 5 Bände — **Kleist** 3 Bände

Lessing 3 Bände — **Hölderlin** 2 Bände — **Mörike** 2 Bände

Jean Paul 4 Bände — **Hebbel** 3 Bände

Annette von Droste-Hülshoff 1 Band

Jeder Band in Leinen gebunden M 5.—, in Halbleder gebunden M 8.—

Vorzüge dieser Bände:
Schöner, klarer Druck, bestes weißes holzfreies Papier, geschmackvolle und solide Einbände

In allen Buchhandlungen erhältlich

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart-Berlin

Der Karwoche und Ostern

dienen die soeben erschienenen Hefte 1 und 2 der

Liturgischen Blätter

herausgegeben von

Rudolf Otto, Gustav Mensching, René Wallau

Heft 1 (Preis 80 Pfg.)

Geleitwort
Nr. 1: Volkstrauertag. Sonntag Reminiscere, den 28. Februar 1926
„ 2: Passionsfeier für den Montag in der Karwoche
„ 3: Gründonnerstag-Abendfeier

Heft 2 (Preis M. 1.60)

Nr. 4: Karfreitags-Liturgie
„ 5: Karfreitag-Hauptgottesdienst
„ 6: Christi Tod- und Grabfeier
„ 7: Karfreitagsfeier zum Gedächtnis der Todesstunde Jesu
„ 8: Karfreitag. Abendchoral
„ 9: Osterfeier
„ 10: Karfreitag-Jugendgottesdienst
„ 11: Jugendgottesdienst für Karfreitag
„ 12: Osterfrühe. Eine Jugendfeier
„ 13: Oster-Jugendgottesdienst

*

Die Landeskirchlichen Blätter (Baden) schreiben:

Auf dieses neue Unternehmen sei nachdrücklich hingewiesen. Hier wird zum erstenmal in systematischer Weise der Versuch gemacht, die liturgische Not unserer Kirche zu überwinden. Die mannigfachsten gottesdienstlichen Entwürfe aus den verschiedensten kirchlichen Kreisen werden geboten, so daß reichlich Auswahl und Anregung ist.

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Henry M. Stanley
Mein Leben

Volksausgabe bearbeitet von Dr. Gotthold Klee
412 Seiten mit 20 Vollbildern Leinenband M 7.20
Originalausgabe in zwei Bänden M 14.–

Stanley hat in Wahrheit „Geschichte gemacht". Was hier Stanley selbst geschrieben hat, ist aber nicht nur im biographischen Sinne wichtig, sondern es lehrt unsere jungen Leute, wie man durch eigene Kraft emporkommen kann. Frankfurter Zeitung.

Friedrich Reinhardt Verlag, Basel

Walter Flex
Gesammelte Werke

Zwei Bände mit über 1000 Seiten 8°
In Ganzleinen zusammen M 16.–

„Man begrüßt in diesen Bänden alles Wesentliche, was Walter Flex als Lyriker, Epiker und Dramatiker in dem kurzen steilen Aufstieg seines Dichtertums geschaffen hat. Neu sind, auch für den Flexkenner, eine Reihe wertvoller Stücke aus dem Nachlaß." Tägliche Rundschau.

C. H. Beck · München

Baltisches Märtyrerbuch
Von **D. Oskar Schabert**
Pastor zu St. Gertrud-Riga
Umfang 200 S. Mit einer Abb. u. einer dreifarb. Übersichtstafel. Brosch. M 6.–, in Ganzleinen geb. M 7.20

Ein erschütterndes Martyrologium, das unter Verwendung mühevoll gesammelter Berichte von Angehörigen und Augenzeugen und geheimer Mitteilungen der unglücklichen Blutzeugen selbst die Lebens- und Leidensbilder von 45 in der lettischen Revolution von 1905/06 und in der bolschewistischen Revolution von 1918/19 umgekommenen baltischen Pastoren bietet und die Schätze nutzbar machen will, die uns im glaubensstarken Überwinden dieser evangelischen Christen gegeben sind.

Furche-Verlag
Berlin NW 7

7
BÜCHER VON SIEBEN VERLEGERN

Alttestamentliche Reihe
herausgegeben von
Matthias Simon

Bisher liegen vor:
Jeremia M 3.50 **Hiob** M 3.–
Der Prediger Salomo M 2.50
in prachtvoller Ausstattung!

Diese neue kraftvolle Bibelübersetzung soll in die Tiefe des göttlichen Wortes im Alten Testament einführen und ist vornehmlich bestimmt für praktische Andachtszwecke im Familienkreise, in Bibelstunden und auf Volkshochschulkursen.

Chr. Kaiser Verlag
München

Paul Häberlin
ord. Professor an der Universität Basel
Kinderfehler als Hemmungen des Lebens
Gebunden M 6.40

Inhalt: Vom Schreien, Lutschen und Verwandtes. Geschwisterzank. Angst und Ängstlichkeit. Andere Wirkungen der Schuld. Sexualfehler. Lüge und Betrug.

„Jeder, der dies Buch liest, wird das Gefühl bekommen, es sei eigens für ihn geschrieben worden. Auf Schritt und Tritt begegnet man eigenen Erlebnissen aus der frühesten Jugendzeit. Man atmet befreit auf und hat den Schlüssel gefunden zu der eigenen Seele." Appenzeller Zeitung.

Kober C. F. Spittlers Nachfolger in Basel

Christlicher Glaube und indisches Geistesleben
von Prof. Friedrich Heiler
112 Seiten, elegant broschiert M 2.–

Über die führenden Inder: Tagore, Gandhi, Brahmabandhav, Sundar Singh gibt es Einzelabhandlungen, aber noch nie wurde versucht sie alle zusammen von einem größeren religionsgeschichtlichen Standpunkt aus zu betrachten. Heiler weist nach, daß das Christentum äußerlich in Indien geringe Fortschritte gemacht hat, daß aber innerlich alle seine führenden Geister stark von ihm beeinflußt wurden.

Verlag von Ernst Reinhardt in München

D. Wilhelm Lütgert: „Höhe und Niedergang des Idealismus"
3. Teil der „Religion des deutschen Idealismus und ihr Ende"
466 Seiten. 1925. Preis M 15.–, gebunden M 18.–

Soeben erscheint der lang erwartete dritte Band des bekannten Werkes. Ein an- und aufregendes Buch. Dem Idealismus wird grimme Fehde angesagt. Ein Werk, das jeden innerlich bereichert. Prospekt kostenlos.

C. Bertelsmann, Verlag in Gütersloh

Hilfsprediger
zur Verwaltung eines Pfarrbezirks **gesucht.** Gehalt 75% Gruppe X. Bewerbungen an das **Vorsteheramt der evang.-luth. Gemeinde, Cassel,** Eulenburgstr. 9.

Tüchtiger Personalvikar
gesucht von der evangelischen Gemeinde A. B. Wien-Währing zu sofortigem Antritt. Mitarbeit an Jugend- u. Gemeindepflege erwünscht. Anfangsgehalt 167 Schilling, Ersatz der Wohnungsauslagen u. ein Nebeneinkommen von 100—120 Schilling, Lebensverhältnisse in Wien gegenwärtig billiger als im deutschen Reich. Anfragen an
Pfarrer **Josef Beck, Wien 18,** Martinstraße, Lutherhof.

Erfahrener Hauslehrer
gesucht zur Vorbereitung zweier Knaben für das humanistische Gymnasium. Französisch erwünscht. Antritt Ostern. Angebote nebst Gehaltsforderungen, Zeugnisabschriften und Referenzen an Pfarrhaus **Hüddingen** bei Bad Wildungen.

Für unser Kleinkinderheim (20 Kinder von ½—6 Jahren) zum 1. Juni eine in Kinder- und Krankenpflege tüchtige und erfahrene
Schwester
gesucht. Meldungen mit Lebenslauf, Bild, beglaubigten Zeugnisabschriften, Gehaltsansprüchen erbittet
Pastor **Storkebaum,**
Leiter des Wolfer Waisenheims
Wolf a. d. Mosel.

Suche zum 1. April Aufnahme als
Haustochter
in christlich-protest. Haus (am liebsten Pfarrhaus) möglichst im Rheinland oder in Westfalen bei vollem Familienanschluß, zur Erlernung des Haushaltes unter persönlicher Leitung der Hausfrau. Ich bin 17 Jahre, kinderlieb, habe Haushalt- und Gewerbeschule besucht und möchte gegen Vergütung eines kleinen Taschengeldes in einem mich geistig und seelisch förderndem Hause tätig sein.
Ilse Grotjahn
Essen-Margaretenhöhe
Stensstraße 9.

Anzeigen
in der ‚Christlichen Welt'
finden weitgehendste Beachtung in den besten geistig hochstehenden Kreisen und ihrer Frauenwelt!

Der Hessische Diakonieverein
gewährt evangelischen jungen Mädchen mit höherer Allgemeinbildung unentgeltliche Ausbildung in der Krankenpflege jeder Art mit abschließendem Staatsexamen in den Krankenpflegeschulen zu Hanau und Nordhausen. Daneben Ausbildung in der sozialen Fürsorge und der praktischen Gemeindearbeit in dem Gemeindepflegeseminar zu Darmstadt. Kranken- und Gemeindeschwestern, Kindergärtnerinnen, Jugend- und Wohlfahrtspflegerinnen finden durch ihn Anstellung mit Gehalt, Lebensstellung und auskömmliche Altersversorgung.
Näheres durch Pfarrer Guyot, Darmstadt, Freiligrathstr. 8

Das Heim der Freunde der Christlichen Welt
in **Friedrichroda,** Schreibersweg 6
bietet den Freunden und Gesinnungsgenossen der Christlichen Welt Sommer und Winter einen behaglichen Aufenthalt zu Erholung und Gemeinschaft. Gute Verpflegung, heizbare Zimmer.
Anfragen an die Hausmutter

Monatlich zwei Doppelnummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Halte gebühr im Inland für das Vierteljahr Januar—März 1926 vier Mark; im Auslande für das Vierteljahr Januar—März 1926 vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Doppelnummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 18. März